P.O. germ.
784-5

11)
12) 191

<36605418190011

<36605418190011

Bayer. Staatsbibliothek

Vgl. w. [illegible] p. 326.

S. 80.

W. Jury del. et sculp.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine

S. 245.

Fünfter Theil.

Dritte verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Fünfter Theil.

XI.

Die Strafe im Alter,

oder

die Folgen des Leichtsinns.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die Strafe im Alter,

oder

die Folgen des Leichtsinns.

Heidelberg.

Hier bin ich, lieber Freund. Was ich hier noch soll? Es ist Liebe meines Vaters, daß ich hier bin; und so nehm' ich es. Er hat hier studiert, er ist hier glücklich gewesen: das soll auch sein Sohn hier thun und seyn. Und machen wir es denn nicht eben so? nennen wir nicht den Ort, wo wir geboren wurden, wo wir unsre Jugend verlebten, den Aufenthalt unsres Glückes? Beruhet denn Vaterlandsliebe auf einer andern Empfindung, als auf diesem feinen Egoismus, der die Quelle, aus der seine Freuden und Leiden geflossen sind, für die einzige Quelle der Freuden und Leiden hält? Genug, es ist Liebe meines Vaters, daß ich hier

bin: daran halte ich mich; und so entsag' ich gern dem Wunsche, die zwei Jahre, die ich werde hier seyn müssen, auf Reisen zuzubringen.

Gewiß, Lieber, man ist hier nicht ungern. Freilich treibe ich nicht, was ich hier treiben soll: das Deutsche Recht; wenigstens nicht mit dem Eifer, den mein Vater verlangt, da er die Idee, mich bei den höchsten Reichsgerichten anzustellen, noch immer nicht aufgegeben hat. Ich treibe hier nichts, oder alles — wie Sie wollen; ich genieße. Mit meinem Dichter — lassen Sie um des Himmels willen meinen Vater den Brief nicht sehen! — in der Einen Tasche, und mit meiner Flöte, die ich nie so fühlend geblasen habe, wie jetzt, in der andern, gehe ich aus der Stadt, und versenke mich mit Leib und Seele in die schönen, lieblichen Gebirge, welche sie umgeben. Da lieg' ich in einem Weinberge, dessen junge dunkle Blätter eben hervorkeimen, sehe diese von Tage zu Tage wachsen, lese, blase die Flöte, und schreibe, eins um das andre.

Was ich schreibe? Ja, lieber Himmel! nichts, nichts: Thorheiten, unbedeutende Einfälle. Jetzt

z. B. ein Liebeslied an das Mädchen, das da im nächsten Weinberge den Weinstock beschneidet. Ich beneide die Rebe um die Thränen, die sie unter der Hand des Mädchens vergießt, beneide die Blumen, die sich um ihre Füße schmiegen, wenn sie, mit den abgeschnittenen Reben auf dem Kopfe, nach Hause eilt. Dann schreibe ich ein Lied an die Gegend, die mich so lieblich umfängt; dann eins an die Hütte, die oben im Weinberge steht, und die ich als mein Eigenthum betrachte. Da wohn' ich, in meinem Traume, mit Weib und Kind. Der Weingarten ist mein; die Hütte, die ganze Gegend, von dem Orte an, wo ich ruhe, über den Rhein hin bis an die Vogesen, mein! Ich bin niemals reicher gewesen.

So lieg' ich, habe den reichen, königlichen Fußteppich der Landschaft vor mir, unter mir, und er ist mein. Ich lasse mein Auge umher schweifen, und es ermüdet nicht. Sogar, wenn der Abend mich wieder in die Stadt ruft, scheide ich nicht, ohne sehnende Blicke in die Gegend zu werfen, die den ganzen Tag mein Auge beschäftigte. Dann geh' ich heute wieder am

schmalen Ufer des Neckar hinauf in das Gebirge. Da, rings umfangen von Wald und Hügeln, unter dem Laubdache, unter der Blüthendecke von tausend Fruchtbäumen, mitten in einer Heerde Lämmer, die ihr Futter zwischen meinen Füßen wegfressen und zutraulich den Blumenkranz aus meiner Hand nehmen: da schlägt mir die Brust von einer süßen, lieblichen Wehmuth. Ich theile brüderlich meine Flasche Wein mit dem Hirten, und esse dazu von seinem schwarzen Brote, mit einem Vergnügen, durch das mir jeder Bissen zu einem festlichen Mahle wird. Wenn dann die Sonne brennt, gehe ich in das Gebirge, an meinen Lieblingsort. Da lagre ich mich unter einer kühlen Linde, an der wunderschönen Quelle, fange mir meine Forelle aus dem klaren Bassin, esse, und tauschte nicht mit einem Fürsten.

So leb' ich, und bin wie neugeboren. Ich fühle in meinem Herzen wieder jene allmächtige, über alles siegende Kraft meiner früheren Jugend: diesen thätigen, kräftigen Müßiggang, in welchem das Herz mit sich selbst kämpft, immer siegt, immer schafft, mit der Vorsehung um die

höchste Güte ringt, immer die edelsten Thaten thut, jeden Menschen umfaßt, für jeden Kummer Hülfe oder doch Thränen hat, und in der beseligten, gesegneten, glücklichen Menschheit sein eigenes Glück erkennet.

Diese Tage sind mir zurückgekommen, und ich danke dem Himmel dafür. Nicht Einer jener kleinlichen Gedanken, nicht Eins jener Bilder, die meine Phantasie sonst füllten, zeigt sich noch. Was wollt' ich damals? Ein Haus machen, nichts weiter. Trümeaux, seidne Tapeten, ein Wagen aus Paris, Assembleen, Concerte, eine reiche Tafel, die Bewunderung von zwanzig Schmarotzern — darauf arbeitete ich hin. Ich vergaß alle Menschen, und dachte nur auf mich. Der Geitz, die Ehrsucht, die Eitelkeit spornten mich; und da lebte ich nur halb.

Ich danke dem Himmel und meinem Vater, daß sie mich in die Natur verbannten. Jetzt bin ich wieder ein Mensch geworden. Mein Vater würde das nicht billigen; aber er komme hierher, wo ich sitze und Ihnen schreibe; er höre die hundert Nachtigallen im Gebüsche zu

dem Rieseln der Quelle schlagen, die, wie geschmolzenes Silber, aus der Mauer des Felsens sprudelt! An dem Tische, an welchem ich schreibe, stehen zwei Kinder mit fröhlichen Augen, und noch fröhlicherem Herzen, und essen die Milch, die ich übrig ließ. Ihre muntern Spiele um mich her; die heitere Geschäftigkeit, mit der sie mir aus dem Hause ihrer Eltern das holen, was ich brauche; ihre Liebe zu mir, die meine Liebe zu ihnen mir erworben hat; die herzliche Dankbarkeit der Mutter, womit sie mir, wenn ich gehe und komme, die Liebe zu ihren Kindern zu belohnen sucht: — das sehe mein Vater, und dann wag' er es, mir die freudenlose Arbeit des ganzen Tages unter traurigen Akten, und wenn sie auch den Besitz eines Landes beträfen, dafür unterzuschieben! Nein, das Lächeln der Mutter ist mehr werth, als das allergnädigste Lächeln unseres Fürsten: — wie diese Gegend mehr werth ist, als die schönste Dekoration seiner Oper.

Heidelberg.

Ich falle aus Einem Extrem in das andre, sagen Sie. Glauben Sie denn, ich wüßte das nicht? Doch Sie konnten das aus meinem Briefe nur errathen; denn geschrieben habe ich Ihnen nicht, was ich treibe, was jetzt die Kräfte meiner Seele spannt. Ja, ich springe von Einem Endpunkte zum andern; oder vielmehr, ich falle, so oft ich kann, in die Lage zurück, zu der ich geboren wurde, zu der meine feine, meine lebendige Organisation mich bestimmte. Und, wenn ich mit Ihnen rechten will — denn Vorwurf soll doch wohl die Bemerkung in Ihrem Briefe seyn? — warum soll ich das nicht? Was scheint Ihnen daran so wunderbar?

Sie erinnern Sich der Zeiten noch sehr wohl, sagen Sie, da ich mich mit eben dem Eifer, mit welchem ich mich jetzt in die Gebirge verkrieche, in den Strudel der Gesellschaften stürzte. — Ja, mein guter Herr; zugegeben! Aber soll der Reisende, der, um seine lange Weile zu verjagen, ein Paar Mal mit den Matrosen

auf dem Verdecke des Schiffes tanzte, beim Anblicke des Ufers nicht die Arme darnach ausstrecken? und soll er, wenn er es erreicht hat, es nicht mit Thränen grüßen, seine Hütte da aufschlagen, und sie mehr lieben, als das Schiff? — Denken Sie doch nur zurück an die Zeit, die wir in Göttingen lebten! Wie oft mußten Sie mich nicht zurückholen von einem elenden Dorfe, das nichts Schönes hatte, als etwa einen sonnigen Hügel mit einigen Linden, und eine Aussicht von da hinab in das Fruchtgefilde, oder auf ein Weidenthal! Was hielt mich ganze Monate in Münden? Wahrhaftig, keine Gesellschaften, kein Liebeshandel. Nein, die schöne Natur, das liebliche Thal an der Weser, die Schattengänge im Gebüsche, die Schalmei des Hirten, der Wald auf der Höhe, und die in ihm weidende Heerde. Ich ließ Sie ruhig nach Kassel reiten; und während Sie dort auf der Redoute zwischen den Masken schwärmten, schwebte ich heiter auf einem kleinen Nachen in dem Rohre des Flusses auf- und ab, und wünschte mir nichts mehr.

Damals besuchte ich die Gesellschaften, ohne

sie gerade zu lieben; mein Herz hing an der Natur, und wird ewig an ihr hangen. So leb' ich jetzt, und — wohl gemerkt! — so muß ich leben, weil ich so erzogen bin. Meine Kindheit verfloß auf einem Gütchen, das nur die Bedürfnisse einer kleinen genügsamen Familie befriedigte. Hier lehrte man mich den Schatten eines kleinen Gebüsches, das Morgenroth, den Abendhimmel, eine Weinlaube, einen Bach, der unser Gärtchen umfloß, über alles lieben. Für die Arbeit auf diesen wenigen Morgen Landes, für das Leben in dieser lieben Hütte, wurde ich von meinen Eltern erzogen. Meine Mutter fand hier ihr Glück, und verließ es mit thränenden Augen, als mein Vater mit seiner Arbeitsamkeit und seinem Ehrgeitze sich endlich in die Stadt, und unter das Auge seines Fürsten gedrängt hatte. Wir verließen unsern stillen, ruhigen Aufenthalt; und die Zufriedenheit meiner Mutter blieb unter dem Kranze von Bäumen, der unser Haus umgab. Ihre Blicke, ihre Seufzer, kehrten immer wieder dahin zurück, und ich mischte meine Seufzer in die ihrigen.

Ich war ein Jüngling, als ich in die Stadt kam. Weder die Bilder von Ehre und Ruhm, die mein Vater mir täglich vormahlte, noch die Freuden, zu denen das junge Herz so leicht hinreißt, konnten mir meine ruhigen Tage auf dem Lande ersetzen. Meine Träume waren das Landleben, und nicht die hohen Aemter im Staate, zu denen mein Vater mich bestimmte. Ich opferte meine Wünsche auf, weil ich mußte, weil ich meinen Vater liebe; doch habe ich sie noch nicht vergessen. Jetzt muß ich diese Wünsche unterdrücken; aber die große Welt, in der ich gezwungen leben soll, hat davon keinen Vortheil. Ich fange an sie zu hassen, ob ich gleich entschlossen bin, ihre Fesseln zu tragen, weil die Hand meines Vaters mir diese Fesseln anlegt.

So genieße ich denn hier jeder Minute, als ob es die lezte seyn würde. Wie der Liebende in der Stunde des Scheidens das geliebte Mädchen nicht aus den Armen läßt, so kann ich mich von dem Busen der Natur nicht losreißen. Ihre Vermuthungen sind richtig; ich bin ganz, was ich bin. Da wohne ich jetzt über der

Stadt aufwärts am Neckar, in einem Stübchen, das kaum mich, einen Tisch, ein Paar Stühle und einige Bücher faßt. Meine Hütte ist nur durch einen schmalen Fahrweg von dem Flusse getrennt, und lehnt sich hinten an den Felsen voll Bäume. Da sitz' ich, still, verborgen, einsam, und lese. Ein Geflecht von Zweigen, das ich mit meinen eigenen Händen gemacht habe, ist mein Stuhl, ein Baumstamm mein Tisch. Unter mir, den Weg am Flusse hinauf und hinab, gehen Wanderer, Arbeiter, Damen aus Heidelberg. Mir gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, habe ich eine Mühle, eine Kirche, und weiter hinauf ein Dorf. Links hinab liegt Heidelberg mit seinem Gewühl, in der Schluft der beiden Berge, aus denen der Neckar hervorströmt; und nun, zwischen den beiden weit geöffneten Bergen, sehe ich in die reiche Landschaft hinaus, welche gegenüber, jenseits des Rheins, von den Vogesen geschlossen wird.

Nach meinen Geschäften fragen Sie? — Kann ich Ihnen doch beinahe nicht antworten! Meine Zeit geht hin: das ist alles; und mehr

zu fodern, sind Sie eigentlich nicht berechtigt. Aber ich werde hier mit iedem Tage besser; und das will viel sagen. Da saß ich Abends auf meinem Amphitheater von Buchen, und blies die Flöte. Mein Blasen zog aus den benachbarten Hütten erst die Kinder, und dann auch die Alten, in die Gegend, wo ich immer sitze. Man horchte, man plauderte unter mir; und so machte meine Flöte mir Bekanntschaft. Dann ging ich den Weg am Flusse hinauf; und nun grüßte mich hier ein Nachbar, dort eine Nachbarin. Sie wußten, daß ich der Herr wäre, der die Flöte so gut bliese. Nach einigen Tagen redete mich schon ein Nachbar an, und fragte, wohin ich wolle. Die Kinder standen umher, betrachteten die Flöte, die mir aus der Tasche hervorsah, zeigten mit den Fingern darauf, und zischelten unter einander. Der Vater verbot ihnen das, und, aus Dankbarkeit dafür, nahm ich die Flöte hervor, blies ein Weilchen, und ging dann meines Weges. Den andern Tag hielt man mich, als ich vorbeikam, schon an, brachte mir einen Stuhl, und plauderte. Die Mädchen standen in der Ferne, nä-

herten sich aber, so wie ich sie anredete, und die Bekanntschaft war gemacht.

Ich kenne jedes Mädchen aus den benachbarten Hütten, und das umliegende Gehölz ist voll von meinen Bekannten. Hier hebe ich einem Mädchen eine Last Gras, mit der es sich vergebens quält, auf den Kopf; dort vertheile ich mein Weißbrot, oder eine Schale voll Milch, unter die Kinder. Kurz, ich lebe hier in einer Welt voll Vertrauens und Liebe. Da sitz' ich mit einem alten Mütterchen, höre ihre langgedehnten Klagen, und oft, mein Lieber, geh' ich Abends mit der Gewißheit schlafen, daß man in der nächsten Hütte für mich betet, weil es mir gelungen ist, ein Unglück zu verhüten, oder einen Kummer zu endigen. Daran aber nehmen Herz und Kopf einen gleich schönen Antheil, und wenn auch eine durch das Alter verdorrte Lippe für uns betet.

Das ist mir genug, und muß mir genug seyn. Denn — seltsam! ist es Leichtsinn oder Jugendstolz? — ich habe, von der Zeit an, da ich mich unter diesen armen, arbeitenden Menschen aufhalte, öfter die Bemerkung gemacht:

die Kinder im Hause, selbst die erwachsenern, kennen entweder die Noth der Eltern nicht, oder glauben nicht daran, oder halten die Hülfe für so natürlich, daß sie es nicht der Mühe werth finden, nur einen bittenden Blick darum zu thun. Da stand ein Alter vor mir, hielt seine Mütze in den gefalteten Händen, und erzählte mir in rührenden Tönen seine Noth. Seine Frau vergoß Thränen, und bestätigte seine Klagen durch tiefe Seufzer. Am Tische saßen die beiden Töchter dieser Unglücklichen; und auf ihren Gesichtern war nicht eine Spur von Leiden, von Mitgefühl. Ich gab den Alten. Sie brachen in Dank, in Lobeserhebungen aus, wie das gewöhnlich ist; die Mädchen aber saßen da, als ob sie Fremde wären: sie dankten mir mehr für einen freundlichen Blick, den ich ihnen gab, für ein Wort, das ich mit ihnen sprach, als für das Geld, womit ich ihrem Mangel abgeholfen hatte. Ach, die gütige Natur schuf sie zu keiner Noth; sie sind zur Freude da: das empfinden sie. Ihr unerfahrnes Herz hält die Wohlthat, die Hülfe, für Schuldigkeit. Sie fühlen, daß sie dasselbe, daß sie

noch

noch mehr thun würden. O, der edle Trotz eines natürlichen Menschenherzens! — Welch eine Menge Unglück; ach, wie viele mit Härte verweigerte Bitten mögen dazu gehören, einen Menschen so weit zu bringen, daß er vergißt, für sich selbst zu beten, und daß er seine Arme für einen Andern zum Himmel aufhebt, der nur das Gebot der ewigen Liebe — und wer weiß, wie kärglich, wie stolz! — erfüllte!

Heidelberg.

An das Staatsrecht denk' ich kaum mehr; der Winter wird mich indeß wieder hinein treiben. O, die Weinblüthe, lieber Freund, die Weinblüthe! über die sollte ein fühlender Mensch wohl noch mehr vergessen. Ich komme nicht mehr aus den Weinbergen. „Sinnlich!" Nun! will ich denn mehr als ein Mensch seyn? Und wenn wir zusammen rechnen, so hat doch wahrhaftig meine Sinnlichkeit noch keinem Menschen eine Thräne, und meiner Börse noch kein Goldstück gekostet. O Lieber, mein Vater besucht Gesellschaften, und hat Gesellschaften, die viel-

leicht Jahraus Jahrein Tausende wegnehmen. Und diese Tausende — Himmel! diese Tausende — Doch still! Aber so laßt mich hier auf meine Weise leben. Glaubt Ihr denn, ich hätte hier keine Feste? Ich habe in diesen drei Monaten hundert Thaler erspart, und sie zwei Mädchen in meiner Nachbarschaft zu ihrer Aussteuer gegeben. Beide sind jetzt frohe Bräute, und danken ihr Glück mir. — Weiter. Ich gehe nun mit diesem Gefühl in den so lieblich duftenden Weingärten umher, schwelge mit dem Geruche in dem Opferrauche des Frühlings, schwelge mit dem Gesicht in der schönsten Landschaft, lese dabei zuweilen, wenn ich vor lauter Glück kann, meinen edlen, menschlichen, schwärmenden, herzlichen Plato; und Ihr sagt mir: ich soll mehr meiner Bestimmung leben? Lieber Gott! ist denn Reichs- und Staatsrecht irgend eines Menschen Bestimmung? Wahrhaftig, ich ärgerte mich, um Euch nicht verlachen zu müssen.

„Sinnlichkeit!" Nun wohl denn! ich bin sinnlich; aber ich fühle auch, daß es in der Welt besser wäre, als es ist, wenn es recht viele

solcher Sinnlichen gäbe, die sich an dem Glück einiger Bräute, an einem duftenden Weingarten, und an den so wünschenswerthen Träumen eines Philosophen genügen ließen — sollte das Staatsrecht auch verloren gehen, wie die Kunst Aqua Toffana zu machen.

Heidelberg.

Sie sind schon abgereist, mein Lieber, schreibt mir meine Schwester; und meine Wünsche folgen Ihnen. Sie sind zufrieden, schreibt sie mir weiter. Nun denn! und wenn ich auch Ursache zu klagen hätte, ich will schweigen, will die Zufriedenheit meiner Freunde als meine eigne betrachten, will . . . O, es ist seltsam, daß man so oft nicht glücklich seyn darf, wenn das Glück sich einem anbietet; daß ich erst in dem dicht gedrängten Kreise der Thoren umhergehen, und jeden fragen muß: scheinet das, was mich glücklich macht, auch dir ein Glück? und daß ich, wenn sie Nein sagen, Glück und Ruhe fahren lassen soll, um den Thoren kein Thor zu seyn.

Ist es nicht so? Das leidige Schicksal, oder — doch nein; das leidige Schicksal! — immer gut genug, wenn man getrost dem Schicksale zuschreibt, was unsere Thorheit verschuldet! Sehen Sie, ich wollte sagen, was des Menschen Bestimmung ist. Doch wohl: glücklich zu seyn als Gatte, Vater, Bürger, Mensch, und so weiter. Noth hindert Tausende und aber Tausende, das eher zu werden, als bis die edelsten Kräfte, die besten Jahre dazu, verschwunden sind. Der Mann ist vierzig Jahre alt, wenn die Vorsehung ihm ein Aemtchen zuwirft, bei dem er es wagen darf, einem Mädchen seine Hand anzubieten. Einen Schritt vom Grabe wird er Vater; er sieht sein Glück in dem Augenblicke keimen, da er es verlassen muß. Gatte wird er, wenn er — Doch ich mag nicht darüber reden. Werfen Sie nur einen Blick auf die Ausschweifungen der jungen Männer! Die glühende Natur treibt sie vorwärts; die Furcht hält sie zurück: der Kampf ist schrecklich. Wie leicht muß es da nicht der allerverächtlichsten Kreatur werden, den verlangenden Jüngling zu verführen, und Tugend, Kraft und

Geist in ihm auf immer zu vergiften! Man kann nicht Vater, nicht Gatte, nicht Mensch seyn. Nun, man wird, um doch etwas zu seyn, ein eitler Fratz, ein ehrsüchtiger Geck, ein Geizhals, oder ein Bösewicht.

Glauben Sie mir, das ist eine Grube, worin sich eine Menge Verbrechen erzeugen. Und natürlich! Geben Sie dem Jünglinge, der nun mit allen Kräften der Seele nach Liebe verlangt, ein Weib; und dann sehen Sie hin, welche Tugenden Sie von ihm fodern können, und welche er Ihnen geben wird! Er kennt die Wollust nicht: sein Weib hat sie in Liebe verwandelt; er kennt die Trägheit, den Luxus, das Umherschwärmen in Gesellschaften nicht: seine fröhlichen Kinder gewöhnen ihn in der Zeit der jugendlichen Kraft zum Arbeiten, zum Sparen; die Freuden in dem Kreise der Kinder lehren ihn Zärtlichkeit. Mit der Kraft des Jünglings wird er, muß er, die Kälte des Hausvaters verbinden. Er hat alle Tugenden zweier Alter, und keins ihrer Laster. Selbst wenn seine Gattin stirbt, oder ihre Reitze verliert, bleibt er keusch; seine funfzehnjährige Tochter ist die Be-

wahrerin, der Schutzgeist seiner ehelichen Treue. In den schönsten Jahren seines Mannsalters zwingt eine neue Generation von Menschen, seine Enkel, ihn zu neuen Tugenden, und macht auch sein häusliches Glück wieder neu. Zwar haben seine Kinder nun sein Haus verlassen; doch seine Enkel stellen den fröhlichen Tumult um ihn wieder her, und er lebt zum zweiten Male.

Welch ein Leben! Freund, o welch ein Leben! Ich habe die so reitzende Scene absichtlich nur leicht entworfen, und Ihnen von tausend Zügen, die meine Phantasie und mein Herz mir angaben, immer nur Einen gezeichnet. Warum sollte ich auch ganz schildern, was ich fühle! Welcher Mensch hätte nicht Herz, nicht Menschlichkeit genug, diese Grundzüge des Gemählde mit dem Reichthume der Farben, welche die Natur darbietet, auszustatten!

Und nun stellen Sie den gewöhnlichen Mann dagegen! — Durch Ausschweifungen, durch die niedrigste Wollust von zwanzig Jahren, an Geist und Körper entnervt; durch den Mangel an häuslichem, an natürlichem, an menschlichem

Glücke zu Ehrsucht, Eitelkeit, Schwelgerei, Kälte gegen Menschenwohl und so weiter getrieben — sinkt er endlich in den Arm eines Weibes: er ohne Charakter, ohne Liebe, ohne Hoffnung; sie ohne Zutrauen zu seinem Herzen, seiner Keuschheit, seinen Jahren. Sehen Sie, da ist der unbarmherzige Würgengel der menschlichen Tugenden und des menschlichen Glückes!

Ich kenne den leidigen Trost wohl, mit dem man alle diese dringenden Vorstellungen abweist: „das ist nun einmal nicht anders!" Nun ja! Aber so sollte man wenigstens den ruhig klagen lassen, der so tief fühlt, daß es anders seyn kann, anders seyn muß. Und könnte es denn mit mir nicht anders seyn? Das Vermögen meiner Mutter reichte ja für zehn Familien hin; an dem zehnten Theile wollte ich mich begnügen lassen, mir hier eine Hütte mit einem Weinberge kaufen, ein Weib nehmen, meine Reben schneiden, mein Feld bauen, und glücklich seyn. Doch was schwatz' ich! Da geh' ich jetzt, in dem Gefühle meines Alleinseyns, umher, und rufe mir hundertmal, Unglück weissagend, zu:

Uxor in aeternum vivo mihi viva negatur,
Et domus, et fidae dulcia membra domus *).

Heidelberg.

Sie haben nicht übel gerathen, mein Freund. Wirklich hat meinen Brief eine Begebenheit veranlaßt, eine Begebenheit, die mich sehr interessirt, ja — was Sie vielleicht noch nicht gedacht haben — die vielleicht die Angel seyn wird, um welche künftig mein ganzes Leben sich drehet. Sie können nicht läugnen, daß ich mit meinen Behauptungen Recht habe. Im Allgemeinen, sagen Sie; nur wollen Sie erst die Begebenheit selbst hören, um ihre Sentenz darnach einzurichten. O, lieber Gott! was kümmern doch die Gerechtigkeit Person, Ort, Zeit, Umstände? Nein, nein! ich weiß ja, wenn die Natur nicht gerade den Gang geht, den Mode, Thorheit,

*) Ewig bleibt mir im Leben versagt die lebende Gattin,
Und ein trauliches Haus, liebliche Kinder darin.

Decenz, Eitelkeit, Stolz — und was sonst noch alles! — vorschreiben, so ist sie verurtheilt, die arme, ewige, heilige, allmächtige Natur, und ihr Prozeß ohne Gnade verloren. Nein, nein; wenn sie sich nicht wenigstens mit einigen Lümpchen der Mode behängt, so schlägt man die Hände über dem Kopfe zusammen, und ruft: wehe! wehe! Ich weiß, daß ich verurtheilt bin; denn ich habe ja keinen Fetzen der Kunst, mit dem ich die Blöße der Natur bedecken kann.

So hören Sie denn, und rufen Ihr Wehe! Es ist nichts als eine von den Begebenheiten, die einem jungen Menschen zu Tausenden aufstoßen, und die nur bei einem, der, wie ich, im Hirne nicht wohl verwahrt ist, eine solche Wirkung hervorbringen können.

Ich fahre an einem schönen Tage nach Schwetzingen, einem Garten des Kurfürsten, der einige Stunden weit von hier liegt. Da schweife ich mit einem alten Soldaten, der mein Führer ist, im Garten umher. Als ich mich dann so ziemlich zu finden weiß, gebe ich dem Manne sein Trinkgeld, und lasse ihn gehen. Außer mir war nicht ein einziger Mensch im

Garten. Ich setze mich hier, werfe mich dort an einer Fontäne nieder, zeichne hier eine Gruppe Bäume, lese dort einige Zeilen oder Seiten. Endlich denke ich an die Rückkehr. Ich gehe aufs Gerathewohl, verirre mich in Gedanken, und werfe mich endlich mechanisch in dem Eingang eines dunkeln Laubengebüsches nieder. Die angenehme Dunkelheit, die ungestörte Stille um mich her versetzen mich bald in eine von jenen Minuten, in denen man unbeschäftigt, ruhig da liegt, und für Alles um sich her keine Sinne hat. Auf einmal hör' ich hinter mir einen Seufzer. Ich sehe mich um, und erblicke im Winkel auf einer kleinen Bank ein junges Mädchen, das mich ängstlich ansieht, jetzt aber den scheuen Blick zu Boden schlägt, und hoch erröthet.

Ihr Erröthen hält mich ab, sie zu betrachten. Ich lege mich nieder, wie ich gelegen hatte, und höre aufs neue einen Seufzer. Als ich wieder zurücksehe, macht das Mädchen dieselbe Bewegung, wie vorher. Nun fällt mir ein, daß ich ihr durch meine Lage den Ausgang aus dem Gebüsche versperrt habe. Ich stehe lang-

sam auf, und gehe einige Schritte vorwärts, um ihr Freiheit zu geben; aber sie kommt nicht zum Vorschein. „Sie seufzte;" denk' ich jetzt; „war es etwa ein Seufzer der Noth?" Ich kehre zurück, und trete wieder in den Eingang des Gebüsches. Das Mädchen war aufgestanden, setzte sich aber, als sie mich so nahe sah, mit Verlegenheit wieder auf die Bank.

Wir sahen einander an. Nun mußte ich etwas sagen. „Ich glaubte, Ihnen fehlte etwas." Sie blickte mir flüchtig in's Gesicht, erröthete, riß, um sich ihre Verlegenheit zu erleichtern, ein Paar Blätter ab, öffnete die Lippen, und schwieg. Jetzt hatte ich Zeit, das Mädchen zu betrachten. Es war ein liebliches längliches Gesicht, auf dem noch die ganze Unschuld des Kindes ruhete. „Oder lag ich Ihnen etwa im Wege, mein Kind?" fragte ich unwillkührlich. Sie nickte mit dem Kopfe, ohne aufzusehen, und ihre Finger spielten mit den Blättern.

Ich machte ihr jetzt in dem Eingange Platz. Sie stand langsam auf, als ob sie sich bedächte, und ging neben mir weg. In der Thür schlug sie die Augen nur ein wenig auf, blickte mich

eine Secunde lang an, machte eine kleine Verbeugung, und ging. Ich sah ihr nach, setzte mich dann auf die Bank, auf der sie gesessen hatte, und lächelte über das furchtsame Kind, das von mir eingesperrt gewesen war.

Nach einigen Minuten zeigte sich das Mädchen wieder in dem Gange, der zu der Laube hinführt, und schien sehen zu wollen, ob ich noch da wåre. Als sie mich erblickte, verschwand sie wieder. Das fiel mir auf; doch blieb ich sitzen. Nach einiger Zeit stand sie hinter einem Gebüsche, und betrachtete mich durch die Zweige. Bald war sie hier, bald dort, und sie schien unruhig zu seyn. Ich wurde aufmerksamer. Was will sie von mir? fragte ich mich, und vermuthete, was ein junger Mensch in einem solchen Falle immer vermuthet.

Als sie sich um das Gebüsch wegschlich, stand ich auf, und schlich ihr auf meiner Seite entgegen. Sie hatte das Gesicht immer nach der Laube hin gewendet, und schlich so in meine Arme. Ich faßte ihre Hand, und sie erschrak sehr heftig. „Wollen Sie mir etwas sagen, liebes Kind?" Sie schüttelte den Kopf. „Oder

wollen Sie in die Laube zurück?" — Ja, in die Laube! antwortete sie leise. — „So kommen Sie!" sagte ich, und wir gingen neben einander. Als wir in den Eingang traten, sprang sie auf die Bank zu, nahm ein kleines Schnupftuch auf, das sie vergessen hatte, und hielt es mir mit einer leichten Verbeugung hin, als ob sie sagen wollte: das war es!

„Also," fragte ich, „das hatten Sie vergessen?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber, warum kamen Sie denn nicht, und holten es?" Sie lächelte. „Nicht wahr, Sie fürchteten Sich?" Sie lächelte wieder. „Aber warum denn?" — Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, sagte sie. — „Nicht? Nun so lassen Sie uns einmal den Versuch machen, Kleine." Ich nahm ihr das Schnupftuch aus der Hand, ging in die Laube, setzte mich auf die Bank, und sah sie lächelnd an. Das Mädchen stand in dem Eingange, und betrachtete mich halb lachend, halb freundlich. „Nun?" sagte ich. Sie trat die paar Schritte langsam zu mir, hielt mir die Hand hin, und ich legte ihr das Schnupftuch hinein. Sehen Sie wohl? sagten

wir Beide zu gleicher Zeit. Nun ging ich mit der Kleinen hinaus, und neben ihr her. Im Gehen fragte ich sie: ob ich denn das erste Mal so fürchterlich gewesen wäre, und so etwas. Sie blickte von Zeit zu Zeit an mich herauf, lächelte, und sagte nur Ja, oder Nein.

So kamen wir in die Haupt-Allee. Hier begegnete uns der Gärtner mit einem Körbchen Kirschen, und ich ließ es mir von ihm geben. Meine Kleine wollte fort. „Nein," sagte ich, und nahm ihre Hand; „wir sind ja nun gute Freunde, und die müssen Alles mit einander theilen." Ich setzte mich mit ihr auf eine Bank, suchte die schönsten Kirschen aus, und legte sie ihr auf die Schürze. Während wir aßen, fragte ich nach ihrem Nahmen, ihren Eltern, ihren Umständen, ihren Verwandten; und die Kleine plauderte zuletzt sehr offenherzig. „Die übrigen Kirschen?" sagte ich, und zeigte auf den Korb. „Hören Sie, Luise, die nehmen Sie Ihren Geschwistern mit." Sie steckte die Kirschen ein; dann standen wir auf, und gingen, die Allee hinunter, aus dem Garten.

Hier wohn' ich! sagte die Kleine auf ein-

mal, und hüpfte zwei Kindern von zehn und elf Jahren, die vor der Thüre standen, entgegen. Ich habe euch etwas mitgebracht, sagte sie freudig. Sie holte die Kirschen mit einem dankbaren Blick auf mich hervor, und vertheilte sie. Ich sagte: gute Nacht, Luise; und ging die Straße hinunter. Sie sah mir, so lange sie konnte, mit freundlichen Blicken nach. Als ich eben in mein Wirthshaus treten wollte, neigte sie sich noch einmal, und hüpfte in ihr Haus.

Sie finden an der Begebenheit nichts; und ich fand wahrhaftig eben so wenig daran. Als ich auf dem Zimmer war, schon nach einigen Minuten, hatte ich das Mädchen rein vergessen. Selbst in meinem Taschenbuche, worin ich noch denselben Abend aufzeichnete, was ich gesehen hatte, und worin manche kleine, vielleicht noch tausendmal uninteressantere, Anekdote steht, finde ich unter dem Datum dieses Tages nicht einmal den Nahmen des Mädchens. Wie gesagt, ich hatte es rein vergessen.

Es war ein Kind von vierzehn Jahren; aber nach der süßen Unschuld in ihrem Gesichte, hät-

te man sie für zwölf=, und nach ihrer Figur für sechzehnjährig halten sollen. Sie hatte ein sehr schönes blaues Auge, und die dunkeln Augenbraunen erhoben die weiße Farbe ihres Gesichtes. Ihre Kleidung war einfach, aber sehr reinlich. Nach der zu urtheilen, schien sie die Tochter eines Handwerkers zu seyn. Ihr Vater lebte nicht mehr, und war „Hofmann" gewesen. Ich verstand das Wort nicht; und aus ihren andern Aeußerungen konnte ich nur so viel errathen, daß er den Landbau getrieben hatte. Ihre Mutter und zwei Geschwister lebten noch. Das war Alles, was ich an diesem Tage erfuhr.

Am folgenden Morgen ging ich wieder in den Garten, und ließ mir meinen Kaffee dahin nachbringen. Ich hatte das Mädchen so ganz vergessen, daß auch das Haus, bei dem ich vorüberging, mich nicht an sie erinnerte. Etwa zwanzig Schritte weit vom Hause hörte ich ein freundliches, begrüßendes „Ach!" Ich sah auf, und das Mädchen stand mit einem Teller voll Weißbrot, das sie geholt hatte, vor mir. „Sieh da! sieh da, meine liebe Kleine!" sagte

ich,

ich, und bot ihr die Hand; „treffen wir uns schon wieder?" — Ja, erwiederte Luise freundlich; es ist, als sollten wir uns immer begegnen. — „Nun," sagte ich lachend, „wenn das des Himmels Wille ist, so gebe er, daß ich Sie immer so froh und so unschuldig wiederfinde, wie gestern und heute!" — O, ganz gewiß! ganz gewiß! erwiederte das Mädchen, und nickte dabei versichernd mit dem Kopfe. Jetzt sah sie mich lächelnd an; dann wendete sie das Auge auf ihr Haus, und stand, als ob sie gehen müßte. „Sind Sie so eilig, Luise?" fragte ich, und ließ ihre Hand fahren. — Ja, die Kleinen zu Hause! antwortete sie, und zeigte auf den Teller. Aber, setzte sie leicht und schnell hinzu: wenn Sie ein wenig warten wollen, so . . . — Nun schwieg sie. „Gut Luise, ich will warten, so lange Sie wollen. Gehen Sie jetzt nur."

Sie ging nicht, und sah mich ein wenig verlegen an. Ich hatte mein Vergnügen an ihrer Verlegenheit, und war neugierig, wie sie sich herauswickeln würde. Damit sie keine Zeit hätte, ihr Versprechen zurückzunehmen, (was

sie, wie ich an ihrer Miene sah, zu thun Lust hatte) schob ich sie fort. Sie ging, und sah sich im Gehen einige Male verstohlen nach mir um. In der Hausthür blieb sie stehen, und mit einer Miene, als ob sie mir noch etwas sagen wollte. Ich stellte mich aber, als ob ich es nicht bemerkte; nun trat sie hinein, und ich ging einige Minuten auf und ab. Sie kam nicht, wie ich es vermuthet hatte; indeß die Neugierde, ob sie endlich kommen würde oder nicht, bestimmte mich, geduldig zu warten. Es mochte etwa eine Viertelstunde verflossen seyn, da trat sie furchtsam, roth wie eine Rose, in ihre Thür, und wagte es kaum mich anzublicken.

Ich hatte, als ich sie sah, ein sehr angenehmes Gefühl. Wie viele Mühe mochte es ihr nicht gekostet haben, in die Thür zu treten! Dafür war ich ihr Dank schuldig. Ich ging zu ihr, und sagte mit einem Händedrucke: „o, das haben Sie unvergleichlich gemacht! Denn," setzte ich mit Herzlichkeit hinzu, „ich habe nicht einen einzigen Bekannten in ganz Schwetzingen; und allein seyn . . ." — Nein, das kann ich auch nicht gut, unterbrach sie mich; und das

Scheue in ihrem Gesichte lös'te sich wieder in die vorige Arglosigkeit auf. — „Ich wünschte," sagte ich, und jetzt wirklich in Ernst: „ich wünschte, liebes Kind, daß ich Sie diesen Vormittag im Garten anträfe. Wenn Sie nur halb so gern in meiner Gesellschaft wären, als ich in der Ihrigen — (sie machte eine kleine Verbeugung mit dem Kopfe) —: so gingen Sie mit mir ein Stündchen darin spazieren." — Ja, sagte sie eilig; da müßt' ich mir aber erst meine Arbeit holen.

Ich nahm sie wieder beim Worte, ehe sie umlenken konnte. „Thun Sie das. Ich erwarte Sie da, wo wir gestern die Kirschen aßen; und sollte ich auf Sie warten bis diesen Abend, bis morgen — ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie kommen." — Ach nein, nein! rief sie; und trat die Stufe herunter, mir nach. Ich sagte, als ob ich ihr Nein nicht gehört hätte: „gewiß, ich warte auf Sie!" und so ging ich eilig.

Man brachte mir meinen Kaffee, und ich bestellte noch eine Portion. So setzte ich mich in der Allee an meinen Tisch, und erwartete mit

Sehnsucht, ob sie kommen würde. Ungefähr nach einem Stündchen kam sie von oben aus dem Garten die Allee zu mir herunter, und hatte ihre jüngere Schwester neben sich. Ihr langsamer Gang, ihr niedergeschlagenes Auge verriethen eine kleine Unruhe. Ich ging ihr entgegen. „Sieh da! wir treffen uns schon wieder!" sagte ich, als ob ich nicht mehr an ihr Versprechen dächte. Das schien sie zu beruhigen. Sie lächelte (wie es schien, über meine Vergeßlichkeit), setzte sich zu mir, und fing an zu stricken. Ich schob ihr eine Tasse Kaffee hin, und gab der kleinen Schwester ein Stück Kuchen. Nun brachte ich ein Gespräch in Gang, und dabei trank sie die Tasse aus. „Wollen Sie mir einschenken?" sagte ich, und schob ihr meine Tasse hin. Sie erröthete, legte ihr Strickzeug auf den Tisch, und schenkte mir ein.

Das Gespräch hob von neuem an. Nach einiger Zeit stand ich auf. Wir gingen im Garten umher, und ihr Zutrauen mehrte sich mit jedem Schritte. So kamen wir an die Moscheh, in deren Arkaden an den Wänden morgenländische Sentenzen stehen. Wir lasen sie

mit einander. Eine dieser Sentenzen hieß ungefähr: „Schweigen ist besser als reden ꝛc.; der Tod ist das Beste von allem." Das versteh' ich nicht, sagte sie. Schweigen soll besser seyn als reden? (Sie schüttelte den Kopf, und betrachtete die Schrift.) — „Nun, zuweilen, Luise, ist doch Schweigen gewiß besser, als Reden. Sehen Sie, zum Beispiel, als ich diesen Morgen von Ihrer Hausthür wegging, hatten Sie schon auf der Zunge, daß Sie nicht kommen wollten. Allein Sie schwiegen, Sie kamen; und ich habe nun dadurch einen so angenehmen Morgen. Da war doch Ihr Schweigen besser, als wenn Sie geredet hätten; wenigstens für mich besser." — O, ich bin auch vergnügt, erwiederte sie. Aber, fuhr sie fort, das hat der Mann doch nicht gemeint: das Schweigen, wenn man sich schämt oder sich fürchtet, wie es mir ein Paar Male mit Ihnen gegangen ist? Was meint der Mann denn mit seinem Schweigen?

Ich suchte es ihr so gut zu erklären, wie ich konnte; sie schüttelte aber den Kopf, und sagte: es ist doch nicht wahr; nur kann ich nicht sa-

gen, warum es nicht wahr ist. Hier weiß ich es wohl! setzte sie hinzu, und legte die Hand auf das Herz. Ich half ihr durch einige Fragen nach, und suchte ihre Gefühle in Gedanken, in Worte zu verwandeln. Sie begriff mich bald. Nun ja, sagte sie; das meine ich: denn, wollte man nur da reden, wo es höchst nothwendig ist, so wären wir... — „in Ewigkeit nicht mit einander bekannt geworden," fiel ich ein; „so hätte ich Sie nicht lieb gewonnen, und alles das, was aus unserer Bekanntschaft noch erfolgen kann, bliebe ungeschehen."

Ich blickte ihr bei diesen Worten in's Gesicht. Sie sah auf Eine Stelle, als ob sie nachdächte, was noch daraus entstehen könne. „Nun, was meinen Sie, Luise? was kann wohl noch aus unserer Bekanntschaft entstehen?" — Sie sah mich an. — „Haben Sie Sich nicht auf etwas besonnen? Oder ist hier Schweigen besser als Reden?" — Nein, erwiederte sie; ich weiß wirklich nichts, was aus unserer Bekanntschaft noch entstehen könnte.

„Nicht? Sehen Sie, Luise, Sie könnten in Noth kommen, in Armuth versinken, Ihre

Mutter verlieren. Ihre Anverwandten wollten sich Ihrer nicht annehmen, und Sie wüßten nirgends hin. Nun fiele ich Ihnen ein. Sie kämen zu mir . . ."

Ja, aber würden Sie mich denn aufnehmen? fragte sie mit einem hellen und freundlichen Blicke.

„Mit Freuden, liebes Kind, mit Freuden. Ich wollte meinen letzten Bissen mit dir theilen, mit meinen letzten Kräften für dich arbeiten, um jede Noth von dir abzuhalten."

Ich weiß selbst nicht, lieber Freund, wie es zuging, daß ich bei dieser Vorstellung in solche Hitze gerieth. Meine Frage, meine Auseinandersetzung der Frage, war eine bloße Schäkerei gewesen. Wahrscheinlich hatte die Unschuld, mit der die Kleine mich fragte, ob ich sie aufnehmen würde, und das Zutrauen zu mir, das in ihrem hellen Auge schwebte, diese Wirkung auf mein Herz gethan. Schon als sie selbst noch sprach, ergriff ich sie mit beiden Händen, zog sie näher zu mir, und drückte sie mit Rührung an mich. Ihr Auge hing mit seelenvoller Freude an meinen Blicken. — Aber ich brächte

dann auch meine Geschwister mit, sagte sie mit einem herzlichen, arglosen Zutrauen, und sah nach ihrer Schwester, die umher hüpfte.

„Also würden Sie zu mir kommen, Luise?" fragte ich. „Versteht sich, wenn Sie unglücklich wären!"

Sie erwiederte lächelnd: ich weiß ja nicht einmal, wo Sie wohnen, und wer Sie sind!

„Der Himmel gebe nur, daß Sie es niemals nöthig haben!" sagte ich aus Herzensgrunde. „Es würde mir nahe gehen, sehr nahe, wenn diese schönen, hellen Augen je voll Thränen ständen. Nein, Luise, der Himmel behüte Sie davor!" Sie blickte mich verwundert an, und jetzt stiegen ein Paar Thränen in ihre Augen; doch sie trocknete diese mit den kleinen, runden Fingern ab, und sogleich war ihr Gesicht wieder hell und heiter.

Luise! Luise! rief die Kleine auf einmal; da schlägt es schon elf! — Luise erschrak. „Schon elf? So muß ich gleich fort!" — Sie bot mir die Hand. Adieu, Luise! sagte ich, faßte sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie wand sich ängstlich los, sagte

adieu, nahm die Hand ihrer Schwester, und eilte durch die Arkaden in einen bedeckten Gang.

Auch ich ging langsam, mit vollem Herzen, nach Hause. Ich glaubte, sie würde am Fenster oder an der Thür seyn; aber sie war nicht da. Auf meinem Zimmer versank ich in sonderbare Träume. Das schöne Mädchen war nichts als unschuldig, aber dies auch in einem hohen Grade. Ihren Verstand mußte ich für gänzlich ungebauet, doch für natürlich rein, erklären. „Was ließe sich nicht alles aus diesem Mädchen machen! aus dieser einfachen, unschuldigen Seele!" das war der erste Gedanke, den ich deutlich dachte; und meine Phantasie bildete ihn in schnellen Sprüngen weiter aus. Jetzt unterichtete ich Luisen, jetzt sah ich sie mit allen Talen.en der Kunst, der Bildung geschmückt. Ich war entschlossen, mich des Mädchens anzunehmen, so entschlossen, wie man es seyn kann, wenn die Phantasie aufgeregt ist. Und wer weiß, dachte ich zuletzt, was noch alles aus unserer Bekanntschaft entstehen kann!

Ich wollte nach Tische die Mutter besuchen, und hatte einen Plan überdacht, der seltsam

genug war. Doch allmählich verflog das Feuer meiner Phantasie, und meine natürliche Furchtsamkeit machte der Ueberlegung Raum. Zwar gab ich die Idee nicht auf, Theil an dem Mädchen zu nehmen; aber ich konnte nicht mit mir selbst einig werden, welchen. Oder ich war wohl zu furchtsam, einen entscheidenden Schritt zu wagen. So ging unter Ueberlegungen, Entschlüssen und Zweifeln die Zeit hin, und die Stunde meiner Abreise kam näher. Ich packte schon meinen Mantelsack, als mir auf einmal einfiel, daß mir das Mädchen im Garten beim Plaudern erzählt hatte: sie ginge morgen nach Heidelberg, um ihre Anverwandten dort zu besuchen.

Sogleich packte ich wieder aus, und war entschlossen, mit ihr zu reisen. Ich lief nun, wie ein Thor, zehnmal in den Garten, und zehnmal wieder zurück, an ihrem Hause vorbei. Im Garten setzte ich mich jedes Mal nieder, und war fest überzeugt, daß sie nun kommen würde. Wenn ich eine Weile vergebens gewartet hatte, lief ich zurück, und glaubte, sie müsse vor der Thüre stehen. Aber auch da war sie

nicht. Als es Abend wurde, lag ich in meinem Fenster, und belauerte ihr Haus. Sie ließ sich auch da nicht sehen; und meine unruhige Erwartung nahm nicht eher ein Ende, als bis es so dunkel war, daß ich nichts mehr auf der Straße unterscheiden konnte. Ich Thor, ich wurde sogar einige Male böse auf das Mädchen, das mich so vergebens hoffen ließ.

Am folgenden Morgen lag ich schon vor Sonnenaufgang im Fenster, und sah unverwendet nach dem Hause. Endlich ging die Thür auf, und Luise trat hervor. Eine ältliche Frau, ihre Mutter, sagte noch einige Worte zu ihr, steckte ihr das Halstuch noch einmal zurecht, und gab ihr einen herzlichen Kuß. Luise ging nun, mit einem kleinen Bündel in der Hand, die Straße hinunter, dem Thore zu. Ich ließ sogleich mein Kabriolet anspannen, sprang fröhlich hinein, nahm zitternd die Zügel, und eilte, so sehr ich nur konnte, hinter Luisen her. Nach einer Viertelstunde sah ich sie in dem Schatten der schnurgeraden Pappelallee vor mir hin gehen, und in einigen Minuten hatte ich sie eingeholt.

Ah, sieh da! sieh da, Luise! rief ich, und hielt an; schon wieder? — Als sie mich erblickte und erkannte, rief sie mit freudigem Erstaunen: „ei! Sie sind es? Eben dachte ich daran, wie gut es wäre, wenn Sie mir hier wieder begegneten." Ich bat sie, sich zu mir zu setzen. Sie that es nach einigem Weigern; und nun ließ ich den Gaul so langsam gehen, wie er nur immer Lust hatte.

Wohin wollen Sie denn, mein Kind? fragte ich sie jetzt. — „Nach Heidelberg. Und Sie?" — Auch nach Heidelberg; ich wohne ja da. — „So? Sie wohnen da?" (Ihr Gesicht wurde wie verklärt.) „O, das ist mir lieb, recht lieb. Und daß wir uns hier wieder so haben treffen müssen! Wenn Sie eine halbe Stunde früher weggefahren wären, so säße ich nun nicht bei Ihnen im Wagen! . . . Sehen Sie," hob sie auf einmal wieder an, und legte mir die Hand auf den Aermel: „auch das ist noch aus unsrer Bekanntschaft entstanden!"

Und wer weiß, wer weiß, was noch alles . . . —

„O ja!" unterbrach sie mich; „ich habe

gestern den ganzen Nachmittag darüber gesonnen, was noch alles aus unsrer Bekanntschaft entstehen könnte.

Nun Luise? und was haben Sie denn herausgesonnen? Erzählen Sie mir das einmal recht umständlich.

„Ja, herausgesonnen habe ich eigentlich wohl nichts; denn daß meine Mutter sterben könnte, daran wollte ich nicht denken. Ich dachte nur an unser Gehen im Garten mit einander.“

Aber, Luise, wenn wir nun einander heute zum letzten Male sähen! wenn ich in eine andre Gegend käme!

„Ja, dann würde ich doch immer denken, Sie müßten mir irgendwo einmal wieder begegnen.“

Und würden Sie das gern sehen, Luise?

„O, von Herzen gern!“ sagte sie betheuernd.

Da habe ich mein Blatt wieder überlesen. Ich mußte dabei lächeln; Sie werden lachen, und ganz gewiß sagen: es sind Possen. — Damit Sie anders fühlten, müßte ich Ihnen bei jedem Worte, das Luise sprach, ihr Gesicht

mahlen können: das Leben der fröhlichsten Heiterkeit, der rührendsten Unschuld in ihren Augen, das seelenvolle Lächeln ihrer frischen Lippen, die Ruhe in ihrem Nachdenken, die unbeschreiblich arglose Unbefangenheit, mit der sie dachte, sprach und sich bewegte. Ich müßte im Stande seyn, Ihnen die Musik ihrer reinen Stimme, die so leichte, und doch so affektvolle Modulation ihrer Töne, von der Freude bis zur Rührung, hinzuzaubern, Ihnen das Gesicht zu mahlen, mit dem sie einem kranken, nur mit den Augen bittenden Greise das Geld reichte, das ich ihr gab. Kurz, Sie müßten an meiner Stelle gewesen seyn, um zu fühlen, was ich bei diesen einfachen, herzlichen Gesprächen fühlte.

So plauderten wir mit einander fort. Ich prüfte, so gut es mir in meiner höchst interessanten Lage, bei der Stimmung meines Herzens, möglich war, ihre Seele von allen Seiten, und erstaunte über die Reinheit dieser Seele. Jetzt wurde mein Entschluß fest, das Mädchen nicht sinken zu lassen, es möchte mir auch kosten, was es wollte.

Schon war ich im Begriff, Luisen das hier gleich auf der Stelle zu sagen. Ich umfaßte sie, und drückte sie an mich. Meine Brust war so voll, mein Auge wollte überfließen von den Thränen der frohen Rührung, der schönsten Menschlichkeit. Was mich bei diesem Leben aller meiner Empfindungen abhielt, meinen Entschluß auszuführen, weiß ich bis diesen Augenblick selbst nicht. Ich ließ das Mädchen nach einigen Sekunden aus meinen Armen, blickte in ihr offnes, helles Auge, und wurde wieder heiter und ruhig.

Jetzt sahen wir Heidelberg. „Ach, mein Himmel," hob Luise nun auf einmal an; „wir sind schon da! Und doch . . . ja . . . ich hab' es vergessen." — Sie war ein wenig unruhig; und als ich die Ursache wissen wollte, sagte sie mir, ihre Mutter hätte ihr befohlen, ja bei der Hitze den Weg nicht in Einem Striche zu machen. Sie sollte auf der Hälfte des Weges in einem Dorfe einkehren, wo ein Verwandter von ihr wohnte, da bis gegen Abend bleiben, und dann in der Kühle die andre Hälfte des

Weges gehen. „Nun komm' ich noch Vormittags an!" so schloß sie mit Kopfschütteln.

Liebes Kind, Sie sind gefahren; und da erhitzt man sich nicht. — „Ja, das wohl; aber . . ." — Ich bemerkte, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, und wollte gern wissen, was. „Ja, nun wird meiner Mutter Schwester fragen: mit wem bist du denn gefahren? und dann weiter: wie bist du mit dem Herrn bekannt geworden?" — Nun, Sie sagen, im Garten. — „Ja, das werd' ich freilich sagen. Aber, sehen Sie nur, ich weiß wohl, wie wir Beide mit einander so bekannt geworden sind, daß ich mit Ihnen durch die ganze Welt fahren wollte; doch . . . Wenn ich erzählen könnte, wie es so eigentlich gekommen ist, so würde meiner Mutter Schwester nichts dazu sagen; aber . . ." — Sie schüttelte wieder den Kopf.

Nun, liebes Kind, so erzählen Sie doch, wie es zugegangen ist.

„Ja, wissen Sie denn das so recht?" fragte sie mich, im Tone des Rechthabens. „Sonst, wenn man mit einander bekannt wird, spricht

man;

man; aber wir — sagte sie mit einem kleinen Seufzer — sind so . . . so innerlich bekannt geworden, so heimlich. Ich weiß ja noch nicht einmal, wie Sie heißen!"

Nun, so sagen Sie nur, Sie wären so innerlich mit mir bekannt geworden.

„Ja, da wird meine Base fragen: wie ist denn das, so innerlich?"

Nun, Luise, was würden Sie ihr dann antworten? Sagen Sie es mir einmal. Ich helfe Ihnen vielleicht heraus.

„Lieber Gott! ja, da in der Laube sprachen wir fast kein Wort, und schon ein Paar Augenblicke nachher aß ich Kirschen mit Ihnen. Aber hier (sie legte die Hand auf die Brust), hier war es mir, als ob wir schon viel, recht viel, mit einander gesprochen hätten. Und — man kann, glaub' ich, auch ganz still seyn, und einander doch recht gut verstehen. So wie den Morgen. O, als Sie so geschwind von mir weggingen, wußten Sie wohl, daß ich eigentlich gar nicht in den Garten kommen wollte. Es dauerte mich nur, daß Sie so allein seyn würden; und da kam ich. Aber kann ich so

etwas wohl meiner Mutter oder sonst jemanden sagen? Ich soll mit keiner unbekannten Mannsperson sprechen; und jetzt — denken Sie nur! — jetzt bin ich gar den ganzen Morgen mit Ihnen gefahren. Meine Base würde mich auslachen, wenn ich ihr sagte, ich kennte Sie so gut."

Nun noch Eins, Luise. So gehen Sie mit zu mir, und bleiben bis gegen Abend. Freilich, sagen dürfen Sie es nicht, daß ich Sie in meinem Wagen mitgenommen habe; denn man würde Ihnen nicht glauben, daß wir so gute Freunde sind. Da können Sie zugleich sehen, wo ich wohne. Besuchen werden Sie mich doch, so lange Sie in Heidelberg wohnen: nicht wahr?

Sie antwortete nicht, und sah vor sich nieder. Mir war daran gelegen, sie bei mir zu haben; ich drang deshalb mit Bitten in sie. Noch immer schwieg sie nachdenkend; endlich sagte sie: „ja, ich will es! . . . Aber dann" — setzte sie gerührt hinzu — „dann müssen Sie meiner Base auch sagen, daß wir uns kennen; denn es ist meiner Mutter Schwester, und sie hat mich sehr lieb, und lügen mag ich nicht."

Am Thore gab ich mein Kabriolet ab, und führte nun das Mädchen hinter der Stadt weg durch die Weinberge. Ich suchte sie heiter zu erhalten, machte sie aufmerksam auf die schöne Gegend, und erzählte ihr, als wir bei den Ruinen des alten kurfürstlichen Schlosses waren, die wunderbarsten Rittergeschichten. Unter solchen Gesprächen kamen wir endlich zu meinem Häuschen, und ich führte sie auf mein Zimmer. Hier schien sie fremder und scheuer zu werden. Wie ich glaube, waren ein Paar Köpfe von Gips, mein Bett mit einer seidenen Decke, ein Kleid mit goldnen Epaulets, das an der Wand hing, und die guten Möbel Schuld daran. Sie besah alles der Reihe nach sehr aufmerksam, und schien ihre Vorstellung von mir mit dem Allen zu vergleichen; denn sie betrachtete von Zeit zu Zeit auch mich mit gleicher Aufmerksamkeit. Ich las unterdessen einige Briefe, die ich auf meinem Schreibtische gefunden hatte. Endlich blieb sie vor einem Kupferstiche nach der Angelika Kaufmann stehen, auf dem Julie sich an Romeo's Seite ersticht, und hielt ihre Augen fest auf ihn geheftet.

Ich hatte auf der kleinen Reise einen simpeln grauen Frak getragen; und wahrscheinlich mochte sie von meiner Kleidung auf meinen Stand geschlossen haben, ohne weiter zu untersuchen, — wie man gewöhnlich den ersten Eindrücken trauet. Als ich vor meiner kleinen Hütte stehen blieb, und ihr sagte: hier wohne ich; maß sie die Hütte mit den Augen, und fragte sehr freundlich: hier? Und als sie dann mit mir die enge Treppe hinaufstieg, drückte sie mir die Hand mit einer so holden, hingebenden Freundlichkeit, daß ich sie hätte umarmen mögen. Sie tritt, dachte ich, mit dir in dein Eigenthum; und eine geheime Ahnung, daß sie mir, daß ich ihr angehöre, erregt diese zärtliche Freundlichkeit. Ich hatte mich aber geirrt. Sie fand durch die kleine Hütte, in die ich sie führte, die Vorstellung, daß ich von ihrem Stande wäre, bestätigt: das war es.

Kaum hatte sie einige Blicke in meinem Zimmer umher geworfen, so überzog sich ihr Gesicht mit einer fremden Kälte, mit einer — betrübten Scheu, möcht' ich fast sagen. Ich wollte ihre Empfindungen auf keine Weise stö-

ren, und ihr schönes Herz sich selbst herausfinden lassen; deshalb nahm ich meine Briefe. Jetzt war ich fertig. Nun, Luise, seyn Sie mir willkommen! sagte ich, und bot ihr meine Hand. Sie legte die ihrige langsam hinein, und sah schüchtern umher. Ich fing an zu erzählen; aber ich konnte die vertrauliche Unbefangenheit schlechterdings nicht wieder herstellen. Sie war ganz augenscheinlich ungern bei mir, und ein Paarmal kam sie von weitem sogar auf die Vorstellung, mich jetzt zu verlassen und zu ihrer Mutter Schwester zu gehen. Ich that indeß, als merkte ich nichts von ihren Aeußerungen, die hierauf hin zielten, und es gelang mir, sie immer davon zurück zu bringen.

Nun kam mein Essen. Ich glaubte, sie würde Umstände machen; allein sie setzte sich ruhig mit mir zu Tische. Während der Mahlzeit mußte ich ihr den Kupferstich von Romeo und Julie erklären. Ich erzählte ihr die Geschichte, so lebendig ich konnte. Anfangs hörte sie mit einer angenehmen Miene zu, und aß dabei. Nach einiger Zeit ließ ich sie durch einige Wendungen voraussehen, daß die Geschichte

einen traurigen Ausgang haben würde. Jetzt legte sie die Gabel weg; ihr Gesicht wurde gespannt, und das Interesse darin nahm zu. Sie schlug ihre Augen nieder, sah mich nicht mehr an, blickte schnell nach allen Seiten, und holte längere Athemzüge. Ich glaubte, sie würde mich durch ein Wort des Mitleidens, oder durch einen Seufzer, unterbrechen; aber sie sah nur vor sich nieder, und blickte dann verstohlen auf den Kupferstich, der ihr gegenüber hing. Als ich endigte, entfloh ein ganz kleiner Seufzer ihren Lippen; und ich meinte nun, sie würde sprechen. Doch nein. Ich mußte ein anderes Gespräch anfangen, und sie schien zuzuhören; so wie ich aber auf eine Antwort drang, merkte ich an dem Tone ihrer Stimme, und an der Antwort selbst, daß sie bewegt war, und nicht zugehört hatte.

Ich mußte hinausgehen. Als ich wieder in das Zimmer trat, stand sie vor dem Kupferstiche, und betrachtete ihn — wie mich dünkte, mit nassen Augen. Ich fragte sie Einiges über ihre Empfindung; allein sie gab mir nur abgebrochne Antworten. Ihre Heiterkeit war weg;

sie beschäftigte sich mit dem Kupferstiche, oder mit der Idee, mich zu verlassen. Nun mußte ich etwas thun. Ich sagte lächelnd: fürchten Sie Sich wieder, Luise, mir gerade heraus zu sagen, daß Sie gern gehen möchten? (Ihr Auge wurde heiter.) Sie wissen ja, daß ich Ihnen Alles zu Gefallen thue. — „Ach ja!" fing sie mit einem Seufzer an, der ihre Brust erleichterte; „ich möchte gern itzt gleich gehen." — Itzt gleich! sagte ich so freundlich und leicht hin, wie ich konnte, und nahm meinen Hut. Aber wann sehen wir uns wieder? — Sie lächelte zweideutig, und ich sah offenbar, daß sie sich Zwang anthat. „Wenn wir uns einmal wieder begegnen," antwortete sie mit beklemmter Stimme. — Das heißt, liebes Kind, Sie haben nicht Lust, mir wieder zu begegnen?

Sie schwieg und sah beschämt zu Boden; doch verrieth sie ihre Gedanken, ohne es zu wollen. „Wer sind Sie denn?" fragte sie, und sah auf meinen Rock an der Wand, als wollte sie mich vor einer Unwahrheit warnen. — Wer ich bin, liebes Kind? sagte ich mit Innigkeit, und faßte ihre Hand; ich bin, was Sie sind:

ein Mensch; und gewiß, Luise, ein **guter** Mensch, der um Ihretwillen, wenn es seyn müßte, den Rock da, den Sie betrachten, ablegen, anstatt der Feder den Pflug ergreifen, anstatt . . . — Mit Einem ängstlichen Ach! Ach! über das andere, und mit überraschter Schüchternheit unterbrach sie mich; vielleicht, weil meine Heftigkeit sie ängstigte. Ich ließ ihre Hand fahren, und mäßigte mich. Glauben Sie mir, Luise, fuhr ich fort; ich bin Ihr Freund, ein redlicher Mensch, der Ihnen um keinen Preis in der Welt etwas zu leide thun könnte. Sie sah mich an, reichte mir die Hand, nahm ihr Bündelchen, und wollte aus dem Zimmer.

Aber, Luise, ist es Ihnen denn ganz gleichgültig, ob Sie mich jetzt zum letzten Male sehen? Versprechen Sie mir, daß Sie mich besuchen wollen! — „Wenn ich kann, so will ich es thun;" sagte sie, und gab mir die Hand darauf. — Können? Luise, das Mädchen hier (ich zeigte auf Julien) konnte ja für den Jüngling, den sie liebte, sterben.

Ich trat ihr jetzt mit Vorsatz nahe. Die

neue Idee, welche die Vergleichung des unglücklichen Paares mit uns Beiden ihr über unser Verhältniß geben mußte, sollte mich einen Blick in ihr Herz thun lassen. Sie antwortete mit einem ganz kleinen Seufzer, trat wieder vor den Kupferstich, betrachtete ihn lange, und sagte endlich, indem sie mit dem Finger auf Romeo zeigte: „das war so schwer nicht!"

Ich konnte nicht fragen, was sie damit meinte; denn in diesem Augenblicke sagte sie Adieu, und hüpfte zur Thür hinaus.

Jetzt erst kam ich zum Nachdenken über mich selbst. Ich fragte mich, wie auch Sie jetzt wohl fragen werden: was ist denn an dem Mädchen so Besonderes? Allein ich fühlte in meinem Herzen eine tiefe Empfindung für sie, und sagte mir tausendmal: wenn sie nun auch nichts mehr ist, als unschuldig und schön — kann ein Mann mit seinem Weibe eine bessere Aussteuer bekommen, als diese? Unschuld, Schönheit, Liebe, und ein offner, reiner Geist — wehe dem Manne, der mehr will! Ich warf meine Blicke auf die Mädchen von gleichem Al-

ter in den so genannten besseren Ständen. Diese Blicke vollendeten meine Neigung zu Luisen, und machten mir selbst meine verborgensten Wünsche deutlich. Ich haschte meine Phantasie in ihrem schnellsten Fluge, zwang sie, vor dem Nachdenken still zu halten; und immer war der letzte Gedanke: ich wäre ein glücklicher Mann, wenn ein solches Mädchen meine Gattin würde! Mehr wollt' ich nicht wissen, nicht denken. Ich hielt mich in den Gränzen dieses Gedankens; und als der Entschluß, Luisen auf immer zu der Meinigen zu machen, mir wie ein heimlicher Feind immer näher kam, glaubte ich, genug zu thun, wenn ich die Augen zudrückte und mich durch ein Allegro auf meiner Flöte betäubte.

Mein Vater fiel mir ein, sein Plan mit mir, meine Bekannten, die Welt, der Spott, der mich verfolgen würde. Ich übertrieb sogar alle diese Vorstellungen; und dennoch — warf ich mitten unter diesen schwarzen Bildern die Flöte nieder, breitete meine Arme aus, und rief, mich selbst überraschend: „sie soll die Meinige seyn!" Nun bildete ich tausend Plane, wie mein Wunsch erfüllt werden, wie ich meinen

Vater täuschen, oder ihn rühren könnte. Es war Mitternacht, als ich aus diesen Träumen zu mir selbst kam.

Am folgenden Morgen suchte ich das Haus auf, wo Luisens Mutterschwester wohnt. Ich fand es bald, und nahm nun meinen Platz gegenüber in einem Wirthshause an einem Fenster. Da saß ich, und hütete die Hausthür. Luise kam nicht. Ich hatte da schon drei Tage gehofft, und sie ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich trat sie eines Morgens hervor, und ein kleiner Knabe begleitete sie. Zwanzig Schritte von dem Hause redete ich sie an. Sieh da, Luise! sagte ich scherzend; begegnen wir uns schon wieder? — „Ach nein!" erwiederte sie in großer Bewegung, mit bebender Stimme, und mit Augen, die so eben naß werden wollten: „sagen Sie das nicht! Von Ihnen geht es mir nahe! Adieu!" Und nun faßte sie auf einmal des Knaben Hand, kehrte schnell um, und ging wieder in ihre Wohnung.

Was ist das? fragte ich mich laut, legte die Arme kreuzweise über die Brust, blieb stehen, und sah ihr nach. Was ist das? — Der Ton

ihrer Stimme war sehr rührend, bedauernd, mitleidig; in ihrem Auge lag Furcht, Schrekken, — Abscheu, möcht' ich sagen. Aber dann schlug sie das dunkelblaue Auge gen Himmel, und in diesem einzigen Momente schien es mir, als ob die Flamme der Liebe darin glänzte. „Sagen Sie das nicht!" Auf das Sie legte sie den Accent, und sah mich dabei an, mit einem Blicke — mit einem solchen Blicke trennt sich nur die Geliebte von dem Geliebten. Sie hob auch die Hand dabei auf. Ich hätte geschworen, sie wollte mir sie geben; und doch sank sie wieder. Dann schlug sie den Blick gen Himmel, und sagte: „von Ihnen geht es mir nahe!"

Seit drei Tagen laure ich vergebens auf sie. Aber ich sehe sie wieder, ich sehe sie wieder: das sag' ich Ihnen! Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, würde mitten im Taumel der höchsten Freude, mitten in dem Kampfe des Schmerzes ihr Bild, und den lebendigen Wunsch, sie wieder zu sehen, in meiner Seele erhalten. Ich sehe sie wieder, das sag' ich Ihnen!

Nun wissen Sie die Begebenheit, die mir

zwei Nächte gekostet hat. Ich habe sie Ihnen, wie ein Dritter, und wie eine fremde Begebenheit, erzählt. Sie werden spotten, glaub' ich. Aber ich bitte Sie mit des Mädchens Worten: „thun Sie das nicht; von Ihnen geht es mir nahe."

Was Sie, was die ganze Welt auch reden und thun mögen — ich sehe das Mädchen wieder, und wäre es auch nur, um ihr zu sagen, daß ich ... daß ich ... Ach! leben Sie wohl!

Heidelberg.

O, mein Lieber, Sie sagen mir nichts Neues. Ich bin bestrickt, weil ich mich bestrickt besser fühle, wie das mit jedem jungen Menschen der Fall ist. Mein Herz, meine Sinnlichkeit, hat das Urtheil über das Mädchen gesprochen. Der Zufall spielte mich so seltsam in ihre Arme, gab der kleinen Begebenheit so etwas Heimliches, Dunkles, Patriarchalisches, Romantisches; und das trifft die Phantasie und das Herz jedes Jünglings. Meine Eitelkeit, die des Mädchens Wohlgefallen an mir so fein beschäftigte;

mein Müßiggang bei dem schönen Frühlingswetter; mein Herz, das sich durch meine Lektüre schon vorher allen Eindrücken geöffnet hatte; die Neigung jedes Jünglings, den Sonderling zu machen: das alles kam zusammen, um zu bewirken, was ich Liebe nenne. Sie sehen, ich weiß, was Sie denken. Ich kenne die Fäden sehr wohl, aus denen meine Empfindung für das Mädchen gewebt ist. Was hab' ich Ihnen denn von Luisens Tugenden gesagt? Nichts. Was von ihrem hohen Geiste? Nichts, gar nichts. Und je mehr ich überlege — was für Tugenden kann denn die reinste, fleckenloseste, demüthigste Unschuld haben? Ach, Freund, ich glaube, man spricht nur da von Tugenden, und nennt jede bei ihrem Nahmen, wo man eben so viele Fehler damit bedecken will. Unschuld, eben Unschuld, ist der schöne, reitzende Schleier, welcher die Tugenden dem Auge entzieht. So hüllt sich ein Engel in einen milden Glanz, und verbirgt die göttliche Gestalt: man sieht ihn nicht; man ahnet sein Daseyn nur an dem sanften Lichte, und betet. Was will ich denn? was soll ich denn wollen? Was heißt

die Frage: welche Tugenden hat deine Geliebte? Kann eine großdenkende, stolze Seele, ein edles, erhabnes Weib, mich glücklich machen? Wer wird das läugnen? Aber muß es mich glücklich machen? Nein; denn es ist ein sehr denkbarer Fall, daß der Mann durch ein solches Weib unglücklich wird. Gehen Sie so alle Charaktere, alle Tugenden durch; mein Glück bleibt dabei noch immer zweifelhaft. Ich will ja keine Frau, in deren Charakter sich irgend eine Tugend hervorhebt; ich will eine, die weiter keine Tugend hat, als ihre Liebe zu mir, als ihre bescheidne Unschuld, und eben darin auch Anlage zu jeder Tugend, durch die ich glücklich werden kann.

Wozu soll ich Ihnen denn noch Tugenden angeben, die ich nicht von einer Gattin verlange? Hat doch Luise die Tugend, die glücklich macht: ihre Unschuld, ihr reines Herz voll Empfindung! Und diese Tugend sprechen Sie selbst dem Mädchen nicht ab. Sie zerlegen meine Empfindung in ihre Theile, und zeigen mir, daß sie die Folge von einer mannichfaltigen Täuschung meiner Sinne, meiner Phantasie

und meines Instinktes ist. Wohl; ich läugne das gar nicht. Aber wer heißt Sie nun die Folgerung: „also mußt du deine Empfindung unterdrücken!" — daraus herleiten? Hört der Regenbogen auf schön zu seyn, weil Sie mir zeigen können, wie er entstanden ist? Ich betrachte ihn deshalb doch mit leuchtenden Augen. Wenn allein Sinne, Phantasie und Instinkt Empfindungen hervorbringen können — wie wollen Sie es wagen, meine Empfindung zu tadeln? Oder soll ich begehren, was ich nicht begehre? das lieben, wogegen ich kalt bin? das wollen, was ich nicht wollen kann? Meine Vernunft wird mein Herz nicht zum Schlagen bringen; sie soll nur die Schläge des Herzens beurtheilen. Will sie mehr, soll sie mehr, so bin ich, bei aller Vernunft, ein Fanatiker, der mit dem schärfsten Dolche nach der Glückseligkeit des menschlichen Lebens zielt. — Wohl! meine Phantasie, mein Herz, meine Jugend, meine Sinne haben das Urtheil für das Mädchen gesprochen, und meine Vernunft bestätigt es; doch, um auch meinem bittersten Feinde keine Waffen in den Händen zu lassen,

will ich nicht eilen, es auszuführen. Mag die Zeit das Uebrige thun.

Das Andre, was Sie mir rathen? — Ja, lieber Freund, das ist leichter gesagt, als gethan. Ich schicke nach meinem Wagen, packe meine Sachen ein, fahre acht und vierzig Stunden, werfe mich meinem Vater in die Arme, erzähle ihm meine Begebenheit, lasse mich für die Aufopferung meiner Liebe einen guten, edlen, männlichen Jüngling heißen, und warte dann ab, welch ein Mädchen das Schicksal oder mein Vater mir zum Glück oder zum Unglück meines Lebens bestimmt hat. O, das klingt so leicht! Man hat zur Ausführung nur Hände und Beine nöthig. Glauben Sie mir, wer das kann, der könnte auch ohne alle Gefahr hier bleiben.

„Ich an Ihrer Stelle?" Ja, Freund, wären Sie an meiner Stelle, und das Herz schlüge Ihnen so stark, wie mir, und alle Ihre Sehnsucht, alle Ihre Wünsche hingen mit solcher Kraft an dem Mädchen, Herz und Vernunft wären so im Einklange, wie bei mir: wer weiß, was Sie an meiner Stelle thäten,

anstatt daß ich hier Briefe schreibe und mich rechtfertige!

Heidelberg.

Ich werde seltsam gedrängt. O, daß man den Antrieben seines Herzens nicht mehr folgen darf! O, daß man bei Empfindungen, welche die Natur geheiligt hat, zaudern, zittern, schleichen, horchen, fragen muß! O, — lassen Sie mich auch noch das hinzusetzen, weil es wahr ist — o, daß man dem allerentsetzlichsten Verbrechen die Furiengestalt genommen hat! daß man ein unschuldiges, keusches Mädchen verführen, aber nicht heirathen darf, wenn es nicht Rang oder Gold besitzt! — Oder wären die Empfindungen der Liebe nicht natürlich, nicht heilig? sehe ich auch hier wieder mit dem Auge der Leidenschaft? Habe ich etwa darum nicht Recht, weil es Menschen giebt, die nicht einmal Menschen genug sind, ein schönes Mädchen schön zu finden, und immer nur an Gold, an Herkunft denken?

Ich bekam Luisen nicht wieder zu sehen, so

emsig ich auch ihre Thür bewachte. Sie ging nicht aus, und zeigte sich auch nicht einmal am Fenster. Gleichgültigkeit gegen mich war das nicht. Lockung? O pfui! — Ich dachte: wahrscheinlich hat ihre Verwandtin unser Verhältniß erfahren, und Luise bleibt gezwungen zu Hause.

Ich eitler Thor! ich wollte es der Zeit überlassen. — Es schmeichelte mir, Ihnen am Ende schreiben zu können: das Mädchen kann ohne mich nicht leben. Ich fand einen Triumph darin, Luisen für weniger unschuldig halten zu können. Meine Hoffnung zu diesem boshaften Triumphe wurde aber jeden Abend kleiner, da ich nach Hause schleichen mußte, ohne sie gesehen zu haben. Endlich verschwand die Hoffnung gänzlich. Jetzt eilte ich der Zeit vor. Ich war entschlossen, ihre Verwandtin zu besuchen, ihr zu sagen, daß ich Luisen liebte, und daß ich, wenn mein Vater, wenn die Umstände es erlaubten, sie heirathen wollte. Um betriegen zu dürfen, betrog ich mich erst selbst. Das Mädchen heirathen? Es war etwas in mir, das sich dem Gedanken widersetzte; und dieses Etwas —

nicht der Gedanke an meinen Vater, wie ich ganz bestimmt fühlte — lag in mir selbst. Für's erste wollte ich nur mein Verlangen befriedigen, das Mädchen wiederzusehen. Ich suchte einen Vorwand, einem festen Heirathsversprechen auszuweichen; den fand ich in meinem Vater, und freuete mich, daß ich ihn gefunden hatte. Aber bald sah ich, daß es so nicht gehen würde. Böse bin ich nicht, betriegen wollte ich das Mädchen nicht; und dennoch — betrog ich.

Ich schickte meinen Bedienten nach dem Hause, wo Luise wohnt, ließ mir ein Zimmerchen miethen, das zufälliger Weise offen stand, und bezog es am Abend, in einem Ueberrocke, den Hut in das Gesicht gedrückt. Als ich über die Schwelle trat, zitterte ich, weil mein Herz mir sagte, auf welchem Wege ich war. Ich bezog ein Stübchen, dessen Fenster auf den Hof hinaus gehen; und mit Hülfe eines Glases sah ich noch diesen Abend Luisen mir gegenüber auf einem Zimmer im Hinterhause. Sie saß am Fenster, hatte ein Licht vor sich stehen, und nähete. Ich löschte mein Licht aus, um sie desto unbemerkter betrachten zu können. Sie

stand endlich auf, und ging in die Kammer, sich schlafen zu legen.

Am folgenden Morgen war ich früh wieder hinter der Gardine, um zu lauern. Luise kleidete sich reinlich an, frühstückte, setzte sich wieder an das Fenster, arbeitete, sprach mit der alten Frau, und scherzte mit dem Knaben. Ich sah in allen drei Gesichtern die größte Zufriedenheit, und in allem, was sie thaten, eine Harmonie, eine so heitere Ruhe, ein so sprechendes Wohlwollen für einander, daß ich die Stirn darüber runzelte. So stand ich bis um zehn Uhr. Einige Male sah ich die Tante dem Mädchen mit einem Blicke der reinsten Liebe die Wangen streicheln. Ich wurde nachdenkend, und mitten in dem Laufe meiner Gedanken fiel mir Miltons Satan ein, der von der Spitze des Berges die ersten Menschen belauscht, und ihre Liebe, ihr Glück betrachtet, um es zu zerstören. Nun ließ ich die Gardinen zusammenfallen, durch deren Oeffnung ich blickte, und warf mich unmuthig in einen Stuhl; aber das furchtbare Bild war nicht wegzubringen: immer stand Satan vor mir, und lauerte, um

die Zufriedenheit der glücklichen Menschen zu vernichten.

Jetzt hörte ich Luisens Stimme, und lief an die Gardine. Sie lehnte sich aus dem Fenster, um ihrer Tante, die mit einem Korbe am Arme ausging, noch etwas zu sagen. „Ha! jetzt!" dachte ich; und der Boden unter mir schien zu brennen. Die Tante ging. Ich wollte hinüber, und faßte schon den Griff der Thür; aber es war, als ob mir jemand zuflisterte: „Adam ging, und Satan flog zur ersten Mutter hinab." Ich hatte nicht den Muth, die Thür zu öffnen, warf mich, spottend über mich selbst, in einen Stuhl, sprang wieder auf, wollte gehen, und fühlte mich immer von jenem Bilde zurückgehalten. Endlich kam die Tante wieder, und ich erröthete vor Verdruß über mich selbst.

Nun fing ich an, meine Vorstellungen, meine Furcht, meine Scham näher zu zergliedern; und mit einigen Spitzfindigkeiten entging ich meinen Gefühlen. O, jetzt weiß ich, wie man ein Bösewicht wird! —

Ich hoffte mit Ungeduld, daß die Tante Luisen noch einmal allein lassen sollte; sie blieb

aber den ganzen Tag bei ihrer Arbeit. Am folgenden Morgen ging sie endlich wieder aus. Nun schlich ich leise, wie ein Verbrecher, in den Hof hinunter, die Treppe hinauf, vor Luisens Zimmer, und pochte an. Sie rief: herein! — Ich öffnete die Thür, und wurde mit einem Schrei empfangen, worin ich eben so wohl Freude, als Schrecken hörte. Luise war aufgesprungen, um mir (das sah ich ganz deutlich) entgegen zu kommen; und doch trat sie hinter ihren Stuhl zurück. Ich nahm alle meine Fassung zusammen, und sagte, so ruhig wie ich konnte: Luise, Sie haben mich zwar vergessen; doch . . .

„Nein, gewiß nicht," unterbrach sie mich erröthend; „vergessen habe ich Sie nicht."

Aber Sie haben mich doch nicht besucht, Luise.

„Das hab' ich auch nicht versprochen!" erwiederte sie, mich scharf betrachtend.

O ja, auf unserer Reise nach Heidelberg mehr als zehnmal.

„Ja, damals wußte ich auch noch nicht, wer Sie sind!"

Und das wissen Sie jetzt? fragte ich lächelnd.

„Ja,“ antwortete sie zögernd, und wieder erröthend; „Sie sind ein Mann, der über meinem Stande ist.“

Stand? Liebe Luise, eben darum wollte ich Ihnen nicht sagen, wer ich bin. Ich befürchtete das, was ich nun sehe. Habe ich Sie denn darum weniger lieb, weil Sie nicht von meinem Stande sind? Glauben Sie mir, liebe Luise, das Herz weiß nichts von Verschiedenheit der Stände. (Ich nahm ihre Hand, und drückte sie auf meine Brust.) Fühlen Sie, Luise. Schlägt dieses Herz darum weniger, weil nicht Seide Ihren Arm bedeckt, weil Finger ohne Edelgesteine auf meinem Herzen liegen?

Sie sah einige Augenblicke vor sich hin, wie man es thut, wenn man sich besinnt, oder genießt. Ich fühlte sogar einen leichten Druck ihrer Hand, als wollte sie sich überzeugen, daß mein Herz wirklich schlage. Sie zog nun ihre Hand weg, legte sie unter ihr Kinn, als ob sie nachdächte, warf mir einen Blick zu, als ob sie eben anfangen wollte zu sprechen, seufzte

aber nur ein: Ach! sah sich nach ihrem Stuhl um, griff nach ihrer Arbeit, und wendete sich dann wieder zu mir.

Liebe Luise, sagte ich, Sie sind unruhig. Ich faßte ihre Hand, und legte meinen Arm um ihren Leib. Jetzt fing sie auf einmal an laut zu schluchzen, und zwar mit einer Heftigkeit, mit einer so innigen Betrübniß, so in sich und für sich selbst, als ob sie ganz allein gewesen wäre. Ich fragte einige Male, und sehr dringend, nach der Ursache ihrer Thränen. Sie wollte gern aufhören zu weinen, und versuchte es, ihre Augen zu trocknen; doch immer brachen ihre Thränen gewaltsam wieder hervor, und dabei blickte sie mich einige Male an. — Bei dieser Scene, die unter andern Umständen mein Herz in Mitleiden aufgelös't hätte, blieb ich kalt! — Während das Mädchen Thränen vergoß, überlegte ich, was ich sagen, was ich thun sollte, um nicht die Frucht meiner Bemühung zu verlieren. Ich stellte mich, als trocknete ich mir das Auge, umfaßte sie, küßte ihr die Thränen von den Wangen weg, und nannte sie hundertmal: meine Luise, meine ge-

liebte Luise. Sie hörte endlich auf zu weinen. Nun sagte ich, und legte dabei die Hand auf die Brust: liebe Luise, es scheint, als ob ich die Ursache Ihrer Thränen bin. Sagen Sie mir: wodurch habe ich Ihr Vertrauen verloren? — Sie schien mit sich selbst zu kämpfen. Als ich meine Frage noch einmal wiederholte, sagte sie mit Kopfschütteln, wie zu sich selbst: „Schweigen, schweigen ist besser, als reden."

Als reden? als reden mit mir? mit einem Manne, Luise, der gern sein Leben für Ihr Glück, für Ihre Zufriedenheit hingäbe? Nun, Luise, wenn Sie nicht reden wollen, so muß, so will ich reden — etwas, das Ihre und meine Glückseligkeit betrifft. Aber nicht hier. Sehen Sie, dort in dem Zimmer, Ihnen gegenüber, wohn' ich. (Sie sah dahin, und erblaßte.) Ich konnte, fuhr ich fort, nicht länger von Ihnen getrennt leben. Liebe Luise, ich habe Ihnen viel zu sagen. Sobald Sie ruhig sind, kommen Sie zu mir, gleich viel, zu welcher Stunde. (Sie sah mich erstaunt an, und schüttelte fast unmerklich den Kopf, als ob sie Nein sagen wollte.) Luise, fuhr ich fort: Sie

wollen Nein sagen; aber thun Sie es nicht. Was haben Sie auch bei dem Mißtrauen gegen mich von mir zu fürchten? Nur eine Stunde. Es sey die letzte, die wir einander sehen, wenn ich Ihr Zutrauen nicht wieder gewinne! Ach, Luise, wenn Sie dieses Herz von sich stoßen, wo wollen Sie auf der Erde ein andres finden, das Sie so zärtlich, so innig liebt! Sie müssen kommen; oder Sie machen mich unglücklich: und das wollen Sie doch gewiß nicht. — Ich machte eine kleine Verbeugung, und verließ sie schnell.

Nun saß ich auf meinem Zimmer, und ging mit mir zu Rathe. Ich wußte selbst nicht, was ich wollte. Es war ein Tumult der Sinnlichkeit in meiner Brust, bei dem ich leise Stöße meines Gewissens nicht bemerkte. So wie ich Luisen kannte, hatte ich es ihr unmöglich gemacht, nicht zu kommen. Indeß war mein Triumph nicht ganz rein, und meine Unruhe wuchs, als ich die Rolle einstudierte, die ich bei ihr zu spielen hätte. Was konnte ich ihr sagen? Ich wollte sie bereden, ihrer Verwandtin meine Nähe zu verbergen, ihren Umgang

mit mir heimlich fortzusetzen, und — Und? — Ueber dieses Und, über meine Absicht, ging ich so schnell weg, wie ein Mörder über das Grab des von ihm Ermordeten.

Mitten unter diesen abscheulichen Ueberlegungen öffnete sich meine Thür, und zu meinem Erstaunen trat Luisens Tante herein. In ihrem Gesichte lag Verlegenheit; aber ich selbst war wie zerstört, und zitterte, indem ich ihr einen Stuhl anbot. Als wir endlich saßen, machte sie einige vergebliche Versuche zu sprechen. Nun wollte ich anfangen; doch auch mir fehlte es an Worten. Unsre Lage wurde mit jedem Pulsschlage peinlicher; und, in der That, ich wußte nicht mehr, wohin ich sehen sollte, als ich einen Blick auf die Tante warf und ihre Augen in Thränen schwimmen sah. Auf einmal sagte die Frau mit einem Tone, der das Mitleiden in jeder Falte meines Herzens erregte, mit gleichsam brechender Stimme: „o lieber Herr; wir bitten Sie, machen Sie uns nicht unglücklich!" Nach diesen Worten schwieg sie wieder.

Ich brauchte lange Zeit, ehe ich mich er-

holen konnte. Unglücklich? sagte ich. Glaubt Luise, daß ich sie unglücklich machen werde? Glaubt Luise das, oder ist es Ihre Meinung, liebe Frau?

„Leider," sagte sie mitleidig, „kennt das arme Kind die Welt noch nicht. O, liebster Herr," setzte sie flehend hinzu, und ergriff eine von meinen Händen: — „gewiß, Sie würden es bereuen; o, gewiß das würden Sie, wenn Sie uns unglücklich machten!"

Aber, mein Gott! will ich denn das? fragte ich empfindlich.

„Was wollen Sie denn?" (Noch immer bittend.) „Was wollen Sie denn?" — Ich schwieg, fast ohne Besinnung. Sie fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Sehen Sie, lieber Herr, meine Schwester hat mir das Kind anvertrauet, weil es in Schwetzingen nicht sicher war. Ein Officier, der mit ihr in demselben Hause wohnt, war hinter Luisen her. Ach, sie hätte mir das Kind nicht für ein Königreich gegeben; aber da gab sie es mir. — Und nun!"

Und nun? wiederholt' ich; und nun? Was ist denn nun?

„Werden Sie nicht böse, lieber Herr. Und nun, wollte ich sagen . . . Dort hatte Luise eigentlich wohl nichts zu fürchten: denn sie konnte den Menschen selbst nicht leiden; aber hier . . . Ihnen . . . Lieber Gott! das ist es eben! Ihnen gäbe das arme Mädchen wohl das Herz aus der Brust, wenn Sie es verlangten. Seyn Sie barmherzig, liebster Herr, seyn Sie barmherzig! Ich könnte ja die Augen nicht wieder vor meiner Schwester aufschlagen. Bedenken Sie, liebster Herr, wir haben nichts auf der weiten Welt, als unsre Kinder; und Sie, guter Gott, Sie haben so viel!"

Das Alles sagte die Frau nicht etwa in dem gewöhnlichen heulenden Tone; nein, mit einer sanften Innigkeit, welche das Rührende in ihren Vorstellungen noch rührender machte. Ich ging einige Male unruhig, zweifelhaft auf und nieder. „Wir haben ja nichts als unsre Kinder:" diese Idee faßte mein Herz gewaltig, weil ich das Wahre darin so tief, so innig fühlte. Ich ergriff die Hand der Tante, und sagte in großer Bewegung: ich schwöre Ihnen, — bei Allem, was uns Menschen heilig ist, schwöre

ich Ihnen, daß ich Luisen nicht verführen will.

„Das lohne Ihnen Gott!" sagte sie fröhlich, und stand auf. „O, so ziehen Sie doch noch heute wieder von hier weg!"

Aber, liebe Frau, wenn ich Ihnen betheuert habe, daß ich Luisen nicht verführen will, so heißt das nicht, ich will sie niemals wiedersehen. (Die Frau sah mich starr an.) Sie lieben das Mädchen; aber auch ich liebe es, und gewiß eben so rein, wie Sie.

„Aber nur unsere Liebe wird das arme Kind glücklich machen."

Die meinige nicht weniger. Sie haben mich in einem falschen Verdachte, liebe Frau. Nicht Luisens hübsche Bildung hat mich zu ihr hin gezogen. Lassen Sie Sich von ihr erzählen, wie ich mit ihr bekannt geworden bin; lassen Sie Sich Wort für Wort wiederholen, was wir mit einander gesprochen haben: und dann sagen Sie selbst, ob ein Mensch, der ein Mädchen verführen will, so spricht.

„Luise hat mir Alles erzählt," erwiederte sie lächelnd.

Nun denn, so sagen Sie selbst! — Der Zufall führte mich mit der lieben Kleinen zusammen, und ihre Unschuld gefiel mir sehr. Was sie sagte, war so gut gesagt, daß ich daraus mit Gewißheit schließen konnte, ihre Anverwandten müßten besser erzogene Leute seyn, als die Uebrigen vom Bauern- oder Handwerker-Stande; — so wie ich es auch nun an Ihnen finde.

Die Frau lächelte, und seufzte dann: „ach ja! unser Vater war Prediger."

Richtig also. Ich merkte es dem Kinde sogleich an, daß es von besserem Stande war, als die Kleidung zu verrathen schien; und das rührte mich. Auf der Reise hierher lernte ich Luisen näher kennen. Es that mir in der Seele weh, daß dieses wohlerzogene und wohlgebildete Mädchen einmal die Frau eines rohen Handwerkers werden sollte. Mit einigen hundert Thalern läßt sich viel thun, dachte ich. Deshalb suchte ich sie auf, sogar hier; und jetzt, da ich die Anverwandtin des Mädchens kenne — jetzt sehe ich noch mehr, daß Sie in einem besseren Zustande zu leben verdienen.

Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf, so freundlich sie auch war. „Freilich," seufzte sie: „wenn alles so wäre, wie es seyn sollte; aber — das ist noch so ungewiß. Nein, es ist besser, wenn wir bleiben, was wir sind. Luise könnte dabei unglücklich werden. Ich bitte Sie, lieber Herr, . . ."

Ich dachte, fuhr ich fort, Luise hat Talente; wie leicht wird sie nicht das noch lernen, was ihr fehlt, um in einen höheren Stand treten zu können! Einige Monate Unterricht. Hilft es nichts, so kann es auch nicht schaden, wenn sie klüger ist, als Ihresgleichen. Sie selbst, Mütterchen, haben einen Sohn. Gewiß, es müßte Ihnen doch lieb seyn, wenn dies die Veranlassung wäre, daß Ihr Sohn einmal wieder würde, was sein Großvater war: ein Prediger, oder so etwas. Es ist sogar Ihre Pflicht, dafür zu sorgen, wenn der Himmel Ihnen eine Gelegenheit dazu zeigt.

Sie seufzte, und sah mich bedenklich an; doch kam wieder eine Art von Heiterkeit in ihr Gesicht. „Lieber Gott!" sagte sie, und faltete

dabei die Hände: „freilich! und ganz arm sind wir nicht.“

Nun sehen Sie wohl? fuhr ich fort. Bedenken Sie selbst. Ihr Sohn ist fleißig, studiert, wird ein gelehrter Mann; und ich stehe Ihnen dafür, daß er das wird: denn er hat die glücklichste Gesichtsbildung, die ich je an einem Knaben gesehen habe.

Die Mutter lächelte, und ihr Gesicht wurde immer heiterer, je mehr ich über diesen Punkt sagte. Endlich versprach sie, meinen Vorschlag zu überlegen. Wir nahmen freundlich von einander Abschied; und Sie sehen, daß ich gewonnen habe.

Gewonnen? O mein Freund, mein theurer Freund! könnten Sie in dieses Herz blicken, wie es jetzt in dem durchbohrenden Gefühle meiner Betriegerei schlägt — Sie würden mich bedauern! Ich fing diesen Brief mit Empfindungen der tiefsten Scham an. Mein Gesicht brannte bei jedem Zuge meiner Feder; und in dem Laufe der Erinnerungen vergesse ich Scham,

Reue und Alles, freue mich meiner gelungenen Betriegerei, und sage: „ich habe gewonnen!" Wie schwach ist der Mensch! Nein, ich bin kein Bösewicht. Leben Sie wohl, leben Sie wohl. Gewiß, ich bin kein Bösewicht!

Heidelberg.

Was hab' ich im Sinne, Freund? O, was hab' ich im Sinne? Helfen Sie mir mein eignes Herz finden; halten Sie mir meine eigene Seele vor meinen Blicken fest, daß ich erfahre, was in ihr vorgeht! Bin ich ein Thor? oder bin ich ein Bösewicht? — Hören Sie!

Mein letzter Brief an Sie, der boshafte Schluß, der sich unvermuthet aus meiner Seele stahl, machte mich aufmerksam auf mich selbst. „Ich habe gewonnen!" Wo ist der Schlupfwinkel in meiner Seele, der diese hämische Freude verstecken konnte?

Ich ging mit mir selbst zu Rathe, und folgte sorgsam meinen Begierden, meinen Wünschen, meinen Absichten bis dahin, wo sie sich in das stürmische Meer namenloser Empfindungen ver-

loren. Meine Seele wurde in einem doppelten Sturm umher getrieben. Ich liebe das Mädchen: das war es beinahe allein, was ich fühlte. „Und was ist deine Absicht mit Luisen?" Ach, Freund, schon der Vorsatz, diese Frage zu untersuchen, kostete mir Anstrengung; meine Seele wollte immer mit Gewalt darüber wegschlüpfen, und ich zwang sie nur mit einer gewiß großen Kraft, sich selbst darüber Rede zu stehen. Wie mache ich Ihnen meinen Zustand deutlich?

Luisen verführen! Dieser Gedanke lag auf dem Grunde meiner Seele unbeweglich fest — aber so wenig hell, daß er einer Empfindung ähnlich war. Was ich auch thun mochte; immer kam die Idee: Luisen verführen! wieder zurück; sie mischte sich mit einer tiefen verborgenen Gewalt in Alles, zerstörte meine festesten Vorsätze redlich zu handeln, und machte mich Einmal über das andre schamroth. Ach! dieser Gedanke war der einfarbige, scheinlose Grund, auf den meine Seele alle Gemählde auftrug. Meine Großmuth war Heuchelei, Selbsttäuschung, meine Tugend ein Spiegelgefecht, und

meine Vorsätze Spott; denn immer kam der Gedanke wieder: du willst Luisen verführen! Ach! und die Mühe, die es mir kostete, diese Selbstuntersuchung fortzusetzen, überzeugte mich, wie fest er in meiner Seele lag. „Nein!" sagte ich endlich laut, und sprang auf: „Luisen verführen? Nein, beim Himmel, nein! Lieber will ich meine Leidenschaft unterdrücken, und dies Herz zum Schweigen bringen, sollte es auch darüber aufhören zu schlagen." Wie aus meinem Innern herauf, tönte eine spottende Stimme: „Luisen verführen!" Ich zitterte vor mir selbst, und wollte die Stimme niederkämpfen; aber vergebens. „Nein!" rief ich noch einmal, und trat an das Fenster, durch welches ich Luisen sehen konnte. „Nein! ich sollte deine Unschuld, diesen himmlischen Reitz, zerstören? Nein, bei Gott! nein!" Ich stampfte zornig mit dem Fuße, weil ich in eben diesem Augenblicke mir vornahm, zu ihr zu gehen, und sie — zu betriegen, wie ihre Verwandtin. Schon sann ich darauf, was ich ihr sagen wollte, um ihr nicht verdächtig zu werden.

Ich war entschlossen, zu Luisen hinüber zu

gehen; doch hatte ich noch Stärke genug, mir das jetzt zu versagen. Nun verließ ich mein Zimmer, eilte in das Gebirge, und setzte mich unter die hangenden Felsen in der Dämmerung des dickſten Waldes. „Ach," sagte ich hier; „wenn in dem Kranze dieser Felsen eine Hütte stände, und du wärest meine Gattin, Luise — wie gern wollt' ich von der Welt vergessen seyn!" — Meine Gattin! Und warum nicht auch in der Welt meine Gattin? — Ich verbarg mein glühendes Gesicht in beide Hände, als ich mir endlich gestehen mußte, daß ich mich schämte, die Tochter eines Bauern als meine Frau in die Welt einzuführen. Das war es, und nichts Andres. Glauben Sie mir, meinen Vater fürchtete ich in diesem Falle nicht. Ich fühlte, daß ich ein Mädchen von meinem Stande auch gegen seinen Willen heirathen würde. Das elende Geschwätz, das armselige Gezischel der Welt: „seine Frau ist ein Bauermädchen!" — um dieser armseligsten aller Armseligkeiten willen wollt' ich Luisen, diese reine unschuldige Seele, verführen!

O, es ist schrecklich an denen Menschen, die

wir feine Welt nennen, daß sie dem Verbrechen seine häßliche Gestalt nehmen, und sie einer Handlung zuschreiben, welche nur die Mode beleidigt. Wer ein unschuldiges Mädchen aus den niederen Ständen verführt, und ihre Familie dadurch in das trostloseste Elend stürzt, der begeht kein Verbrechen; und die feine Welt sagt von ihm nur: der Wildfang! Aber wer die Tochter eines Bauern heirathet, weil er sie liebt, und weil sie Liebe verdient: o, über den ruft die feine Welt ihr schreckliches Wehe! und ächtet den Unglücklichen auf ewige Zeiten. Ist es nicht so? Ich frage Sie: ist es nicht so? — Hören Sie weiter.

So dacht' ich, und setzte diese Gedanken fort. Es wurde immer heller in meiner Seele, und über alle meine Empfindungen verbreitete sich eine reine Zufriedenheit. Meine Unruhe verschwand, und ich sagte lächelnd zu mir selbst: „ich will Luisen heirathen!“ Nun stand ich ruhig auf, und sagte noch einmal stolz, sehr stolz: „heirathen will ich sie!“ Ich fühlte mich durch den Entschluß gehoben, mit Ruhe triumphirend; denn es war der Triumph der Wahrheit.

Auf dem Rückwege bildete ich den Plan aus. Luise bedarf noch einer leichten Nachhülfe der Kunst, nur noch weniger Pinselstriche, einige Härten zu verwischen; und das schönste Gemählde ist vollendet. Ich war fest entschlossen, das Luisen und ihrer Verwandtin sogleich zu sagen, dann ihre Ausbildung unverzüglich anzufangen, und, wenn es seyn müßte, sie mir noch heute antrauen zu lassen. Jetzt blickte ich auf, und fand mich weit von der Stadt in den Weinbergen verirrt. Es war Abend. Ich eilte zurück, und dachte, als ich in das Haus trat: Luise, was wirst du sagen? So wie ich in den Hof kam, rief der Nachtwächter zehn Uhr, und das Licht in ihrem Zimmer wurde ausgelöscht. Ich schlich auf das meinige, und war verdrießlich darüber, daß noch einige Stunden verfließen sollten, ehe ich sagen könnte: Luise, du bist glücklich!

Nach und nach verschwand mein Vorsatz wieder, und mit ihm die reine Heiterkeit meiner Seele. Ich suchte Gründe auf, es Luisen nicht zu sagen, und fand zehn für Einen. Damit wollte ich mein eignes Herz bestechen.

Zuletzt rief ich aus: ich will es gehen lassen, wie es geht, und sie nicht unglücklich machen.

Am folgenden Morgen stand Luise mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit im Gesicht am offnen Fenster. Ich belauschte sie nur, weil ich nicht den Muth hatte, mich sehen zu lassen, und schlich zu ihr hinüber, als sie zurückgetreten war. So wie ich die Thür öffnete, sprang mir das liebliche Mädchen mit ausgebreiteten Armen entgegen, und in ihren funkelnden Augen, in ihrem strahlenden Gesichte, lag hohe Freude. „O, da sind Sie ja!" rief sie. „Sehen Sie wohl? da ist er!" wendete sie sich zu ihrer Tante. „O, nein, nein! Sie meinen es gut mit uns Allen." Ihre ganze Seele lag in den Augen, mit denen sie mich betrachtete.

Ich setzte mich neben sie, und sie erzählte mir nun in geschäftiger Vertraulichkeit, wie ihre Tante mich ihr verdächtig gemacht, und wie sie darüber geweint hätte. „Aber nun, seit gestern," fuhr sie fort, „ist Alles wieder gut; Sie sind kein böser Mann." Jetzt sah ich eine Scene der Liebe, des Vertrauens, der allervollkommensten Glückseligkeit. Die Herzen dieser

Menschen schlugen so heiter, so fröhlich; und noch jetzt denke ich mit Rührung an ihre seelenvollen, glücklichen Gesichter. Die Tante unterredete sich mit Luisen und ihrem Sohne; ich nahm nur geringen Antheil daran, und blickte ihnen schweigend in die Augen. O, wie glücklich sind sie! dachte ich gerührt; und in derselben Sekunde drängten sich wieder die Verse aus dem Milton — nicht in meine Seele, nein, sogar auf meine Zunge: „o, wie nah' ist der Augenblick, da Eure Heiterkeit verschwindet, Eure Freude zerstört ist, und Euer Glück sich in unaussprechliches Weh verwandelt!"

Es kostete mir Mühe, die Verse nicht laut zu sagen. Ich zitterte, fühlte Thränen in meinen Augen, und trat an das Fenster, um mich nicht zu verrathen. Luise hätte nur einen Blick auf mich werfen dürfen, so wäre ich ihr zu Füßen hingestürzt, und hätte ihr gestanden: ich will dich verführen! Ich konnte mich nicht wieder fassen. Wenn ich meine Augen aufschlug, und dieses heitre, schöne Gesicht sah, stammelte meine Zunge die Worte: „wie nah' ist der Augenblick," ꝛc.

Ich ging sehr bald, und Luise begleitete mich bis vor die Thür des Zimmers. Da stand ich vor ihr, hatte ihre Hand ergriffen, und drückte sie. Nein! sagte ich heftig, und hob ihre Hand auf: so weit soll es nicht kommen! Dein Mörder will ich nicht seyn! — Sie erschrak, und sagte erbebend: „o, ich bin heute so zufrieden, daß ich Sie wieder sehen darf. Hab' ich Sie denn beleidigt?" — Gutes Kind, erwiederte ich bitter; Gott erhalte dir deine Zufriedenheit, und mir meine Unruhe! Ich ging eilig, warf mich auf mein Pferd, und bin weder gestern noch heute bei ihr gewesen.

Ich schwor mir, sie gar nicht wiederzusehen, und habe bis jetzt den Schwur gehalten. Der Boden brennt unter meinen Füßen, und ich kann nicht länger; aber doch schwöre ich immer aufs neue. In den Zwischenzeiten macht meine Phantasie heimliche Plane, vor denen mein Herz schaudert. O, ich frage Sie: bin ich ein Bösewicht? Antworten Sie mir, ich bitte Sie; aber bald!

Heidelberg.

Besser so, als anders, Lieber. Es ist gut, daß Sie verreist waren, gut, daß Sie mir nicht antworteten; gut, daß ich nichts sah und hörte, als mein Herz. Sie zittern für mich, für das Mädchen? Seyn Sie unbesorgt. Meine Liebe ist freilich Luisens giftigster Feind, aber auch ihr Schutzengel. Wie das seyn kann? Sehr wohl! Glauben Sie mir, Plato'ns zwei Seelen, die weiße und die schwarze, sind keine Allegorie; ich fühle täglich, daß sie beide in mir kämpfen. Aber fürchten Sie nichts; meine gute Natur wird siegen. Selbst mein Brief, den Sie zur Anklage gegen mich gebrauchen, ist ein Beweis davon. Meine Furcht, meine Aengstlichkeit, war nichts als die zarte Besorgniß meiner guten Seele, die feinste Liebe; nichts als die scheue ängstliche Vorsicht, mit der jemand ein feines Kunstwerk anfaßt. Er will es nicht zerstören; aber er zittert vor dem Zufalle, der es zerstören könnte.

Wie gesagt, seyn Sie unbesorgt. Ich zitterte, wie man vor jedem neuen Verhältnisse

zittert, in das man tritt. Jetzt, da ich mein Verhältniß kenne, lächle ich selbst über meine kindische Furcht.

Und wie, o mein Freund, — wie wär' es mir auch möglich, diese Wundergestalt, diesen Inbegriff der Vollkommenheit, zu zerstören? Zerstört wären aber alle Reitze Luisens, selbst das an ihr, was den thierischen Mann locken könnte, mit ihrer Unschuld. Alle ihre anderen Tugenden sind nur Blüthen, die der Lebenshauch von jener erst erwecken muß. Ihre rührende Unschuld ist die Hauptfigur in einem vollendeten Gemählde; löschen Sie diese weg — und die übrigen Figuren, so schön sie auch seyn mögen, sind unbedeutend, lächerlich. Wenn das sanfte, lebendige, wärmende Licht der Unschuld von des Mädchens reitzendem Körper weggenommen würde, was bliebe noch übrig? Beim Himmel, gar nichts! O, sehen Sie das große, einfache, glänzende Auge des Mädchens, in welchem eine Thräne, wie ein großer Brillant in einer Königskrone, hängt; sehen Sie die weinende Luise, wenn eine Erzählung von einem Unglücklichen ihr Herz erschüttert hat.

Da steht sie, die schlanke, edle Figur; doch so demüthig, so gebeugt, als wollte sie niederknieen, um für den Unglücklichen zu beten. Die weißen, schön geformten Arme hangen matt herab, die kleinen Hände sind auf ihrem Schooße fest zusammen gefaltet, der Busen hebt sich in sanften Schlägen, und das Auge ist mit der Thräne zum Himmel gewendet. So steht am Throne des Ewigen ein Engel, durchglüht von der Liebe des Allgütigen, und betet für eine gefallene Welt.

Und glauben Sie noch jetzt, daß ich im Stande wäre, diesen Engel zu vernichten? — Satan würde Luisens geschont haben: so unschuldig ist sie. Ihr Blick müßte den Arm der allgemeinen Zerstörung entwaffnen. Nein, mein Lieber, ich traue mir selbst nicht immer; aber hier traue ich mir. Ich trete zu ihr mit der Empfindung, mit der die Alten die heiligsten Haine der Gottheit betraten. O, sorgen Sie nicht, sorgen Sie nicht; Ihre Sorge erniedrigt mich.

Heidelberg.

Wie ich jetzt lebe? O, mein Freund, daß ich einst so an meinem Grabe stehen und segnend der Welt sagen könnte: so hab' ich gelebt! Was je der Dichtergeist erfand und nach Arkadien legte, um durch die Entfernung des Ortes und der Zeit zu täuschen, das hab' ich realisirt. Ich bitte, lachen Sie nicht! Sagen Sie nicht: diese Träume der Dichter, diese schönen Bilder des goldnen Zeitalters, können nicht wirklich werden. Warum denn nicht? Oder glauben Sie in Ernst, daß es dem Menschen nur an der Allmacht der Vorsehung fehle, um sich auf der Erde ein Paradies zu schaffen, das die ewige Weisheit zu sehen zu stumpf war? Oder meinen Sie, es habe der ersten Ursache an Güte gefehlt, den Menschen so glücklich zu machen, als er es seyn konnte? O, über die vernünftigen Menschen, die eine ewige, weise, gute, allmächtige Vorsehung glauben, und doch das aus Armseligkeiten, aus Jammer, Elend, Thorheiten und Verbrechen zusammengeflickte Leben als das Meisterstück dieser Vorsehung ausschrei-

en, und jedem, der fühlt, daß es anders seyn sollte, jedem, der es wagt, jene glücklichen, mit Feuerzügen in alle unverderbte Seelen gezeichneten Bilder ins Leben hervorzurufen, spottend zuschreien: „du bist ein Thor; was du wünschest, ist nicht möglich; was du thust, ist Raserei!" Ihr widerspruchsvollen Thoren! Ihr beweiset aus dem allgemeinen Wunsche nach ewiger Fortdauer die Wirklichkeit dieser Fortdauer; und läugnet die Möglichkeit eines glücklichen Lebens voll paradiesischer Unschuld, die Möglichkeit eines Arkadiens, dessen Bilder, dessen Ahnung, dessen Wunsch in jedem Herzen liegen!

O Himmel! wenn ich in den milden Kranz von schattigen Bäumen trete, erscheint mir sogleich dieser Wunsch, wie ein guter Geist, und ruft mir lebendig zu: hier baue dir dein Paradies! und meine ganze Seele wallt ihm entgegen. Dieser Wunsch, dieser lebendige Hauch, dieser Geist, ist uns Allen, Allen ohne Unterschied, von der Paradieseswelt übrig geblieben, welche die menschliche Thorheit, der ewigen Güte zum Trotze, zertrümmert hat. Wo ist

der

der Mann, und lebe er im Schooße der Ehre, des Glückes und der Pracht; wo ist der Fürst, der nicht zehnmal in seinem Leben bei dem Anblick eines ruhigen Thales voll Friedens und Schönheit gewünscht hätte: hier möchte ich im Arme der Liebe und der Freundschaft leben! — Unsere Thorheit war es, die den flammenden Cherub vor den Eingang des Paradieses stellte; nicht die ewige Güte. Mit allen unsren Wünschen, Träumen, Empfindungen und Ahnungen sehnen wir uns zurück in das Land des Glückes. Wir bauen Palläste und Thronen, spielen mit Sceptern, Ländern und Titeln, häufen Schätze von Gold, und sättigen uns in Wollüsten, um jenes selige Thal voll Unschuld zu vergessen; aber dennoch sehnen wir uns in den Stunden des Kummers, der langen Weile, heimlich, verstohlen, nach jenem verspotteten Leben der Unschuldswelt, wie der Helvetier sich mitten in den Freuden der glänzendsten Hauptstadt nach seinen Bergen voll Friedens sehnt.

O Himmel! wenn ich bedenke — Doch was schwatze ich noch! Ich beweise Ihnen, daß ich bin; mehr nicht. Wie ich lebe? Sehen Sie

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

selbst, ob es der Mühe verlohnt, so zu leben, wie ich. Ich wohne nicht mehr in Heidelberg; wir, ich, Luise, ihre Tante, und ihr kleiner Vetter, leben wieder am Neckar in einer geräumigern Hütte, die für uns mehr als hinreichend ist. Die Sonne wacht nicht früher auf, als ich. Kaum bin ich angekleidet, so öffne ich den Vorhang, ihre Strahlen durch mein Fenster zu lassen, und so tritt Luise in mein Zimmer, mir mein Frühstück, Milch und Wasser, zu bringen. Wir stehen am Fenster, plaudern, was wir schon hundertmal geplaudert haben: von der Gegend, den tausend Farben der Natur, der Berge, der Felder, der Weingärten, des Flusses. Während des Geschwätzes trinken wir Beide aus Einem Glase unser Frühstück. Weit frischer, heiterer und schöner als der Morgen, steht die liebliche Luise neben mir, legt ihren Arm, wenn wir aus dem Fenster sehen, auf meine Schulter, reicht mir ihre Hand, küßt mir im Gespräche die Wange, und tändelt mit meinen Haaren. So vergeht eine Stunde.

Dann nehme ich Luisens Harfe, sie nimmt meine Flöte, und so steigen wir die Felsen hin-

an. Hier, unter einem schönen Laubdache von Bäumen, die aber jetzt schon anfangen, ihre Blätter auf uns herunter zu schütten, sitzen wir, und ich unterrichte Luisen in der Musik. Die Liebe lehrt, die Liebe lernt. Bei dem ersten Tone der Harfe kommt der kleine Hannes, wie er heißt, daher gesprungen, setzt sich zu unsern Füßen nieder, horcht, singt mit, jagt einen Schmetterling, oder sammelt der Base Luischen eine Handvoll Blumen, von denen sie dann die schönsten auswählt, um sie mir an die Brust zu stecken. Ich will Ihnen nicht sagen, wie sie singt und spielt; genug, sie lernt beides. Jetzt Musik; dann, wie der Zufall will, wieder Gespräch. Nun nehme ich ein Buch aus der Tasche, lese vor, oder lasse mir von Luisen vorlesen. Oft kommen wir nur einige Zeilen weit. Luise fragt um etwas, das sie nicht versteht; und ich erkläre es ihr. Bisweilen verschließt sogar die Tante unsere Hütte, sucht uns auf, und ich habe keine lange Weile. Die gute Frau liebt mich. Zärtlicher hat meine Mutter mich nicht geliebt, und ich ehre sie auch so.

Dann ist Luise mit der Haushaltung beschäftigt; und das sind meine liebsten Stunden. Ich sitze während der Zeit auf meinem Zimmer, lese, was mir für Luisen nützlich scheint, und schreibe nicht selten unsere Unterredungen nieder, weil sie mir selbst kein Genüge thaten. So lerne ich meine Gedanken ordnen, lerne denken, weil mir daran liegt, Luisen wahrhaft nützlich zu werden. Von Viertelstunde zu Viertelstunde öffnet sie die Thür, sieht mich an, lächelt, und macht wieder zu, wenn ich nicht aufstehe. Dann essen wir zusammen, und nach Tische schreibt Luise. Ich lege Ihnen etwas von ihr bei: ein Stück aus einem Gespräche mit mir, das sie aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben hat. Auch der Knabe schreibt. Ich laufe während dessen umher, bin in der Stadt, oder arbeite, bald im Garten, bald auf dem Zimmer. Gegen Abend gehe ich mit Luisen einige Stunden am Flusse hinauf, oder in das Gebirge. Wenn es Zeit zum Essen ist, kommen wir Alle wieder zusammen, und nach Tische haben wir Gespräch, Arbeit und Musik.

Ich bin im Himmel. So geht es Einen

Tag, so geht es alle Tage. Ist Regenwetter, so zeichnen wir, oder spielen Schach; und der Abend ist da, wenn ich glaube, daß der Morgen noch leuchtet.

Der Anfang war schwer. Es kostete mir Mühe, ehe ich die Tante beredete, so mit mir zu leben; und nur die Liebe zu ihrem Sohne, einem vortrefflichen Knaben, dessen Fleiß und Güte mir viele Freude machen, konnte es bewirken. Die Frau sah mit Erstaunen, daß der Knabe in einigen Tagen von mir das Lateinische Alphabeth schreiben lernte, hörte ihn Geschichten von Löwen, Affen, Ameisen und Bibern, die ich Luisen erzählt hatte, wiederholen, und meinte, daß er nur von mir etwas lernen könne. Sogar Luisens Mutter ist hier gewesen. Sie schüttelte zwar, als sie unsre Wirthschaft sah, sehr bedenklich den Kopf: allein sie konnte den vereinigten Versicherungen ihrer Verwandten, daß ich ein redlicher Mann sey, nicht widerstehen; oder vielmehr die Harfe, ein Liedchen, das die Tochter spielte und sang, brachte die Eitelkeit der Mutter in Bewegung, und sie ließ uns Luisen.

Da haben Sie den Grundriß meines Lebens, wie den Grundriß eines Gartens. Sie sehen ihn an, und bleiben kalt. Aber besuchen Sie den Garten selbst; fühlen Sie die laue milde Luft, die Ihnen aus den Boskets entgegenweht, den süßen Duft der tausend Blüthen; gehen Sie in den dunkeln Gängen der künstlichen Wildniß; hören Sie die Stimmen der kleinen Sänger; sehen Sie überall das tausendfache, lebendige Weben der ganzen Natur: o, dann werden Sie begreifen, wie ein Mann, der selbst in diesem Garten lebte, den Grundriß mit Thrä‑nen benetzen kann.

Werfen Sie nur einen Blick auf mich und Luisen. Sehen Sie, wie ihr Herz, von Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen gehoben, das mei‑nige umfaßt; wie ihre Seele sich ohne Zurück‑haltung jede Stunde in die meinige ergießt; wie sie so ganz mein ist, von mir Leben und Gedeihen empfängt, und in Kindesunschuld nicht einmal weiß, daß sie mich liebt; wie ich, ich, der Zauberkreis bin, in den sie gebannt ist; wie alle ihre Empfindungen von mir ausgehen und zu mir zurückkehren; wie sie alle Dinge

der Welt mit mir in Zusammenhang bringen muß, um ihrer froh zu werden! Sehen Sie, wie sie da sitzt, und ihr holdes Gesicht ein leichter Nebel von Stille, Ruhe und Tod bedeckt, weil ich nicht bei ihr bin! Und nun, wie das Sonnenlicht der Freude, wie Leben und Entzücken in ihrem Gesichte aufgehen, sobald ich komme; wie auf einmal der Tod diese Bildsäule verläßt; wie Leben, das entzückensvollste Leben, Seele und Adern durchkreist; wie ihre Arme sich öffnen, mich zu umfangen, ihre Blicke mich küssen, ihr Busen mir entgegen wallt, ihr Fuß sich hebt, ihre jauchzende Stimme mich begrüßt, und ihr liebliches Lächeln mir Willkommen ruft!

O, sehen Sie, wie sie neben mir her geht, ihre weiche Hand in die meinige legt, ihr Auge auf das meinige heftet, sich ganz in den Gedanken verliert, daß sie bei mir ist, nicht fragt: wo sind wir, wohin gehen wir? die Sonne nicht sieht, die hinter den Bergen verschwindet! — Ach, sie würde mir durch die Welt folgen, ohne daß ich ein Wort darum verlieren dürfte. Wenn sie dann neben mir sitzt, rings

von Gebüsch umgeben, und wir Beide allein, so selig! — wenn sie zu meiner Flöte singt, ihre reine, sanfte Stimme in einem Liede der Liebe nach und nach vergeht, und in der allerzärtlichsten Sehnsucht leise stirbt, so daß die Brust allein (ihr Wallen verräth es) das Lied endigt, und sie dann an meinem erweichten Herzen versinkt, ihre Arme um mich schlägt, und ihre zärtlichen Thränen in die meinigen mischt! O, mein Freund, ich bin, was nur selten ein Mann war, unaussprechlich glücklich!

Und wie die Liebe so nach und nach ihr ganzes Wesen durchdrang! wie ich vom ersten Tage an, da ich sie wiedersah, mit jeder Sekunde ein neues Zeichen ihres Vertrauens, ihrer Zärtlichkeit erhielt! Und dazu die herzliche Liebe Aller, die rührende Einigkeit, die einfache Zufriedenheit, in der wir leben!

O Unschuld, dieser unaussprechlich reiche Schatz des weiblichen Herzens! Wer war es, der sagte: die Liebe lebt, wie eine Republik, nur unter Gezänk und Stürmen? Es ist eine alte Meinung; schon Terenz, dünkt mich sagt von den Trieben der Liebe: Injuriae, suspec-

tiones, induciae, bellum, pax rursum *). Nun ja! diese Feinheiten der künstlichen Liebe mögen süß seyn; aber . . . — Luise kann nur Eine Kunst: mich lieben; und ich — o, für aller Welt Schätze möchte ich keine andere Thränen in Luisens Auge sehen, als die Thränen der überfließenden Zärtlichkeit, kein anderes Gefühl in ihrer Brust, als die unschuldige, zutrauliche Liebe für mich Glücklichen.

Heidelberg.

Morgen früh gehe ich zu meinem Vater ab. Was er von mir will, weiß ich nicht; daß ich aber das nicht werde, was ich soll, weiß ich gewiß. Mein Vater schreibt mir von Aussichten, von schönen Hoffnungen. Lieber Gott! ich habe, was Sie auch sagen mögen, nur eine einzige Hoffnung: Luisens Besitz. Es mag wahr seyn, daß es nicht klug gehandelt ist, sein Glück in den Besitz Einer Hoffnung zu setzen. Es

*) Jetzt beleidigen die Liebenden einander, sind mißtrauisch, maulen, zanken sich, und — fallen einander in die Arme.

mag klüger seyn, seine Angel nach hundert Seiten auszuwerfen, und, wenn sich etwas gefangen hat, seinen Raub zu verzehren, ohne recht hinzusehen, ob es der gehoffte ist. Bemerken Sie wohl, mein Freund, der Unterschied ist der: ich gehöre nicht zu den Eigensinnigen (ob Sie mich gleich so nennen), die nur das haben wollen, was eine Laune ihnen als das Schönste vorspiegelt, und die alles Gute wegwerfen, weil es nicht das begehrte Gute ist. Ich habe nichts begehrt, nichts gesucht, sondern zufrieden jedes Blümchen aus der Hand des Schicksals genommen. Ein Zufall spielt mir nun das höchste Erdenglück in die Hände, ohne daß ich darnach zu gehen, zu laufen brauche. Es darum wegzuwerfen, weil es so selten, weil es nicht aller Menschen höchstes Glück ist, wäre Raserei gegen den Himmel, der mich es finden ließ. Laß denn Andere ihre Angel auswerfen: ich habe gefangen, und bin zufrieden.

Was Sie mich da sehen lassen von Unglück, Verdruß, trüben Tagen, Hindernissen und so weiter, mag in den meisten ähnlichen Fällen wahr seyn; nur bei mir nicht. Ich will Lui-

sen besitzen; und Sie selbst schreiben mir eben in Ihrem Briefe: „was der Mensch will, das kann er.“ Zwar schreiben Sie das in der entgegengesetzten Anwendung. Sie glauben, ich könne Luisen nicht besitzen wollen; aber gerade das ist das Einzige, was ich nicht wollen kann. Es wäre Thorheit, mit Ihnen darüber zu streiten. Genug, ich will Luisen besitzen, und — ich fasse ihre Hand, gehe in das nächste Kloster, lasse mich trauen, und kaufe mir, gleichviel wo, ein Gütchen. Wahrlich, mich glücklich zu machen, das hat weniger Schwierigkeiten, als sich in der Welt eine Equipage anzuschaffen.

Was sind denn Ihre Schwierigkeiten? „Reue,“ wie Sie sagen? Darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten; Sie kennen Luisen nicht. In meinen eignen Briefen, sagen Sie, fänden Sie gar nichts Besonderes an dem Mädchen. Wahrhaftig, lieber Winter, das eben ist das Besondere an dem Mädchen; das eben ist ihre Tugend, daß Sie nicht von ihr sagen können: diese Tugend, oder jene, hat sie. Gewiß, ich könnte Ihnen auch jetzt, da ich darüber nach-

gedacht habe, nicht sagen: dieser oder jener Vorzug, diese oder jene Tugend, zeichnet sie aus; und doch hat sie alle, die irgend ein Herz je gebraucht hat, um sich mit dem Himmel, der Welt, und sich selbst auszusöhnen. Ich kann eigentlich weiter nichts von ihr sagen, als: sie liebt — nicht mich allein, sondern was sie sieht, wovon sie hört, was sie berührt. Sie liebt den Baum, der ihr Schatten giebt; glauben Sie mir, wir könnten zufrieden seyn, wenn die Menschen einander so liebten. Erst sprechen Sie Luisen; dann wollen wir von der Reue reden, die Sie für mich fürchten. Ich hoffe Sie zu sehen. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Ja, es war Luise, die ich unter dem Nahmen Mamsell Edel in Ihr Haus führte; es war Luise, die von Ihrer Schwester das angebetete Mädchen genannt wird, von deren Herzen, von deren Liebenswürdigkeit, von deren Bescheidenheit sie nicht aufhören kann, Ihnen zu erzählen. Ich bedaure nichts mehr, als daß Sie

gerade nicht zu Hause seyn mußten. Ja, es war Luise, deren feines Gefühl, deren richtiger Geschmack selbst dem Gallerie-Inspektor auffallend war.

Sie bewundern die Dreistigkeit meiner Intrigue, Sie erstaunen, daß man Luisen nicht erkannt hat; und ich sage Ihnen: man hat sie erkannt — Ihre Schwester, mein Vater, meine Schwester, jeder, zu dem ich sie hingeführt habe; denn Luise spielte keine Rolle: sie war ganz sie selbst, das liebenswürdigste Geschöpf, das je auf der Erde gewesen ist. Auch nichts von Intrigue; Alles ging sehr natürlich, und mußte so gehen.

Mein Vater schrieb mir: es würde ihm lieb seyn, wenn ich auf einen Monat nach Walldorf käme. Ich sagte das Luisen und der guten Tante. Da müssen wir nach Ihrer Wäsche sehen, erwiederte die sorgende Alte; und Luise hüpfte sogleich in das Kabinet, um die Wäsche zu holen. Am Abend ging ich, wie gewöhnlich, mit Luisen, und wir plauderten von meiner Reise. „Bis dahin gehe ich Ihnen entgegen, wenn Sie zurückkommen," sagte sie, und brei-

tete die Arme aus, als ob sie mich umfassen wollte. „Ach, das wird ein schöner Tag seyn! ein schöner Tag!" Sie wurde nachdenkend; aber ihr Gesicht erheiterte sich, wie eine schöne Gegend, wenn auf einmal die Sonne aus einem Gewölke tritt. „O, ein schöner Tag!" sagte sie noch einmal, vor Freude zitternd, und legte ihr Gesicht an mein Herz, ihre Hände auf meine Schultern. So hielt ich sie einen Augenblick in meinen Armen. — O Luise! sagte ich; aber dieser Augenblick, so schön er auch seyn mag, wird theuer erkauft, (Sie sah mich an.) Einen ganzen Monat ohne dich, Luise! so viele Tage, Stunden, Minuten ohne dich! Wie wird mir seyn!

Sie schien wie aus einem Traume zu erwachen. „Einen Monat!" sagte sie langsam, und es brachen Thränen aus ihren schönen Augen. Ich setzte mich auf den Stamm eines Baumes, und zog sie auf meine Kniee. Sie legte ihre Stirn auf meine Schulter, und ich fühlte ihre Thränen an meinem Halse. Nun zog ich meine Flöte hervor, blies einige Takte, und that dann ein Paar Fragen. Sie antwor-

tete mit leiser, kranker Stimme; dann lispelte sie auf einmal, halb singend, halb redend, (und zugleich brachen Thränen und Schluchzen gewaltsam hervor) zwei Verse aus einem Französischen Abschiedsliede, das ich selbst komponirt habe. Ich glaube, Sie kennen es. Die beiden Verse heißen:

Ah! je suis en langueur, sans repos et sans joie,
Et sans moi-même aussi, lorsque je suis sans vous *).

Nur den ersten Vers sang sie halb; das Uebrige verschlang ihr gewaltsames Schluchzen. Unter dem Weinen reichte sie mir die Flöte hin, und seufzte leise die ersten Worte des Liedes. Ich blies es, und sie schien es mit matten Lippen nachzusprechen. Zwar hörte ich keinen Laut; aber sie bewegte die Lippen. Wir gingen zurück, und ich sprach, um sie zu zerstreuen. Sie sah vor sich nieder, ohne zu ant-

*) Ach, bin ich doch so matt, ganz ohne Ruh' und Freude,
Ja, ohne mich sogar, wenn du nicht bei mir bist!

worten; und es rollte Eine Thräne nach der andern ihre Wangen herunter. Nach dem Essen, bei dem sie immer in sich versunken da saß, verließ sie mich früher, als gewöhnlich.

Am folgenden Morgen, als ich so eben aufgestanden war, trat die Tante mit einem sehr verlegenen Gesicht in mein Zimmer, und erklärte mir nach einigem Zögern: Luise, ihr armes Kind, würde meine Abreise nicht überleben. Sie hätte die ganze Nacht geweint, und wäre erst vor einer Viertelstunde ein wenig eingeschlummert. „Ach," setzte die Frau hinzu, und rang dabei die Hände: „hätte ich das gewußt, hätte ich das denken können; nimmermehr sollte mein armes Mädchen Sie wiedergesehen haben!"

Mütterchen, es sind ja nur vier Wochen.

„Aber einmal," sagte sie ängstlich und furchtsam, „müssen Sie Luisen doch auf immer verlassen; und dann! o, dann!" — Sie hielt die Hände vor das Gesicht.

Und warum müßte ich denn? fragte ich lächelnd. Oder meinen Sie, liebe Mutter, daß ich ohne Luisen je glücklich seyn könnte?

Sie

Sie sah mich forschend an, und sagte seufzend: „nein, ich will nicht fragen; ich will es Ihnen und Gott überlassen.“ Und sie fragte wirklich nicht weiter, was ich meinte. Wir sprachen von etwas Andrem; da ging die Thür auf. Luise trat herein, und flog an meinen Hals. „O, ich kann ja mit Ihnen reisen!“ sagte sie; und ich mit eben dem Eifer: ja Luise, das kannst du, das sollst du! — Die Tante ließ sich bewegen, einzuwilligen — mehr durch Luisens Thränen, als durch meine Vorstellungen. Anstalten waren nicht viel zu treffen; es bedurfte nur ganz kleiner Abänderungen in Luisens Kleidung, um den Plan auszuführen: denn sie kleidet sich schon seit einigen Monaten besser, als ehemals. Wir, Luise, die Mutter, und ich, setzten uns in den Wagen; und so ging es fröhlich in die schöne Bergstraße hinein. Wir begrüßten jede Lerche, die der laue Hauch des frühen Lenzes gelockt hatte, mit frohen Liedern. So flogen Wagen, Zeit und Fröhlichkeit unbemerkt mit uns dahin, und ich hatte alles vergessen, nur nicht Luisen, die mit den großen, freundlichen Augen mir gegenüber

saß. Der Weinberg vor Kassel, den wir hinan gingen, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern, erinnerte mich an Sie; und mir schlug das Herz, als ich daran dachte, daß ich Ihnen in sechs Monaten nicht geschrieben hatte. Aber ich brachte Ihnen ja meine schöne Entschuldigung: Luisen.

Sie waren verreist. Nichts hat mir jemals weher gethan, als Ihre Abwesenheit. Die Bewunderung ihrer Schwester, die Anbetung der jungen Herren in Kassel ist kein Ersatz dafür. Ach, Sie hätten Luisen gesehen, und, mir die Hand drückend, geseufzt: o, glücklicher Mann! Das wollt' ich; darum allein reiste ich nach Kassel.

Nun ging es rasch zu meinem Vater nach Walldorf. Sie wissen, daß die Landstraße durch das Dorf dicht an unserm Hause vorbei geht. In der Kastanienallee ließ ich halten und blasen. Das Fenster ging auf, und meine Schwester rief: Ludwig! In einem Augenblicke war mein Vater am Wagen, und ich in seinen Armen. Meine Schwester hüpfte nach ihrer Sitte um mich her, und lachte und weinte. Endlich

bemerkte man auch die beiden fremden Frauenzimmer, die noch immer im Wagen saßen. Ich bot Luisen die Hand, und sagte: Sie müssen durchaus hier bei meiner Familie einige Tage ausruhen, ehe Sie weiter reisen. — Mamsell Edel, sagte ich, als ich meinem Vater Luisen vorstellte: die Tochter des kurfürstlichen Hofraths Edel in Schwetzingen. — Ja, Sie müssen, Mamsell! rief mein Vater; wahrhaftig, Sie müssen! Ich bin, als ich noch ein Jüngling war, in Ihrem Vaterlande so glücklich gewesen; nun muß auch einmal eine Pfälzerin mir einige frohe Tage verdanken. — Mein Vater führte Luisen, und ich die Tante, welche ich als eine Base, bei der Luise erzogen wäre, vorgestellt hatte.

Jetzt kam meine Fabel. Ich kenne Luisens Vater. Sie will eine Reise zu ihrer Tante nach Düsseldorf machen, und hat einen Wagen; ich nicht. So werden wir Reisegefährten, und so weiter. „Nun?“ fragt mein Vater; „nun, Mamsell? Wie haben Sie in der Gesellschaft meines Sohnes die Zeit hingebracht?“ — O, sagt meine Schwester mit ihrer guten Laune:

schöner kann kein Mädchen auf der Welt reisen, als die Mamsell; und mein Bruder, lieber Vater, ist gerade so glücklich, wie der junge Tobias auf seiner Reise. — Mir flisterte sie leise zu: und wär' ich an deiner Stelle, ich wollte doch sehen, wer mir meinen Reise-Engel wieder nehmen sollte! — So dachte meine Schwester schon im ersten Augenblicke von Luisen; und jetzt (es ist erst der zweite Tag, daß wir hier sind), jetzt kann sie nicht aufhören, das Mädchen zu bewundern. O, sagte sie heute in Gegenwart meines Vaters zu mir: sage, wie fange ich es an, so reitzend zu seyn, wie dieses bescheidene Mädchen? Und dennoch wäre das noch nichts, wenn du mich nicht auch lehren könntest, so bescheiden zu seyn, wie dieses reitzende Mädchen. — Mein Vater bestätigte das mit allem Eifer.

Luise muß aber dennoch bald reisen, wenn ich nicht verrathen will, daß ich sie liebe, und daß sie mich liebt. Meine Schwester fängt schon an, ganz leise um unser Geheimniß her zu schleichen, wenn sie es nicht gar schon weiß. Sie nennt mich wohl noch jetzt, von dem ersten

Abend her, den jungen Tobias. Vor einer Stunde war sie bei mir, und fragte, als sie mich mit der Feder in der Hand am Tische sitzen sah: „schreibst du an Winter?" — Ja. — „Nun so grüße; und sag' ihm: der alte Tobias wäre so blind, wie wir ihn brauchten, und der junge hätte noch nicht Lust, ihn sehend zu machen. Schreib ihm auch dabei, warum. Ich aber" — setzte sie mit einer Verbeugung hinzu — „ich aber, sag' nur, wäre nicht blind; ich sähe, was ich sähe."

Luisen ist der Zwang höchst lästig, und heute traf ich sie mit nassen Augen. „Ja, ich weine," sagte sie; „ich betriege Menschen, die mich lieb haben, und die mich hassen werden, weil ich sie betrog. O, (mit einem Blicke, der mich sehr ernsthaft machte, und nach einer Pause) lassen Sie uns nach Heidelberg zurückkehren! Dort täusche ich doch niemanden, als mich selbst, mit einem Glücke, das vielleicht nur ein kurzer Traum ist." Verstehen Sie das? Ich fürchte, die Tante hat Mißtrauen in diese Brust geworfen — in diese Brust, in der nur Friede und Liebe wohnen sollten. Leben Sie wohl.

Waldorf.

Luise ist weg. Sie wohnt mit der Tante zwei Meilen von hier in einem kleinen Städtchen, und ich sehe sie nur einen Tag um den andern. Die Tante ist unschuldig an Luisens Verdacht. Meine Schwester sagt dieser, um sie zu fangen, daß mein Vater mich hier verheirathen wolle. „Ich dachte," fuhr meine Schwester fort, als sie mir das selbst erzählt hatte: „die Eifersucht wird die Liebe verrathen; aber ich bin irre geworden. Heirathen wird er? sagte die Edel, und sah mich mit Augen an, in die so eben Thränen dringen wollten. Sie zitterte, und wurde traurig; aber ich bemerkte nicht eine Spur von Eifersucht. Nach einigen Augenblicken kamst du selbst; und sie war eben so sanft, so gütig, wie vorher." So erzählte mir meine Schwester.

Aber das Schlimmste bei der Sache ist, daß mein Vater in der Stille wirklich um die Hand eines Mädchens für mich geworben hat. Zuweilen ist es mir beinahe, als zitterte ich vor der Zukunft; doch in den meisten Augenblicken

bin ich meiner so gewiß, daß ich zu den Planen meines Vaters lächle. Ich bin ihm Dank, Liebe, Ehrerbietung dafür schuldig, daß er für mein Glück sorgen will; doch, wenn er sich vergreift und mir für Glück Elend anbietet, nicht Gehorsam.

Diese Saite habe ich schon einige Male bei meinem Vater angeschlagen. Er lächelte jedes Mal, streichelte mir die Wange, oder reichte mir die Hand, und schwieg. Dabei leid' ich. Ich wünschte, er foderte Gehorsam, und schimpfte auf die Unbesonnenheit der Jugend; dann würde mir das Blut warm werden. Doch jetzt — jetzt stehe ich da, und komme nicht weiter. Ich darf noch ein Jahr in Heidelberg oder auf Reisen zubringen; dann aber —

Dann! hier steht der Todesengel unserer Einigkeit. Ich sehe sein Schwert schon blitzen, und darf die Hand nicht ausstrecken, es ihm zu entreißen. — Der Erbprinz wird in einigen Tagen zu meinem Vater kommen, und ich soll ihn sprechen: das allein verzögert meine Abreise. Ach, wenn mein Vater wüßte, wie wenig in meinem Lebensplane von Fürsten steht; er er-

sparte mir die hohe Gnade, auf die er für mich so stolz ist.

Ich schwebe in der allerängstlichsten Unentschlossenheit. O, meinen Sie nicht auch, es wäre das beste, wenn ich diesen gordischen Knoten, an dem mein Schicksal hängt, zerhiebe, anstatt jedes Fädchen desselben, das ich auflöse, von den Thränen meiner Geliebten und meines Vaters benetzen zu lassen? Wenn ich mit Luisen käme, und sagte: Vater, hier ist meine Frau! — es wäre mit einer Stunde seines Zorns geschehen. Vor dieser Stunde zittre ich, und säe jetzt vielleicht auf sein Leben eine ganze Ernte von Thränen und Kummer aus. Ich habe den Muth nicht, einen Seufzer zu hören, weil ich gestehen müßte, daß er mein Werk sey; und ich verschließe mein Auge gegen den langen Jammer, weil ich ihn auf Zufälle werde schieben können.

Jetzt stehe ich an dem Scheidewege meines Glückes. O, guter Himmel, laß mich den Muth haben, gerecht zu seyn! Denn, sagen Sie, soll dieses Engelherz von mir betrogen werden, um sich nie wieder unter Menschen aufzuschlie-

ßen? Und müßte nicht Luisens Herz erstarren, wenn es von dem betrogen würde, von dem es die schönsten Gefühle lernte? Nein, Luise, nein! Mag die Erde in unserer Umarmung vergehen: ich drücke dich an meine Brust, und lasse das Herz nicht sinken, das ich halten oder zerschmettern muß. Ja, ich bin dein!

Walldorf.

Ihre Mutter läßt Ihnen sagen: der bewußte Wechsel wäre längst bezahlt, und die zweite Einfoderung könne nur von einem Mißverständnisse herrühren.

Ich bin noch immer hier; Luise ist nach Heidelberg zurückgereist. Mein Vater grüßt Sie sehr freundschaftlich. Er wunderte sich darüber, daß Sie noch nicht geheirathet hätten. Ich weiß, Sie sehen es nicht gern, wenn man sich über Sie wundert. Also rathe ich Ihnen, machen Sie kurz und gut ein Ende, und nehmen Sie eine Frau.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, und kann es doch nicht. Es muß mir eine Krankheit in

den Gliedern liegen: so übelgelaunt bin ich. Lieber Gott! ich bin gar nicht glücklich. Leben Sie wohl.

Walldorf.

Ist es denn möglich, daß es Zustände geben kann, in denen man wirklich nicht weiß, was man will? Da schleich' ich umher unter dem Jubelgeschrei aller lebenden Wesen in der erwachenden Natur; und ich allein empfange sie mit Thränen und Seufzern. O, und wenn ich bedenke, daß auch Luise, die betrogene Luise, mit Thränen — Nein, sagen Sie nicht: betrogen! Betrogen ist sie nicht!

Noch hat mein Vater sein Spiel nicht gewonnen. Ach, und wenn er es gewonnen hätte! O, ich frage mein erstorbenes Herz, ich rufe in die Natur hinein: wenn er es gewonnen hätte!

Schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, und sie wieder hingelegt. Seit vier langen Stunden schreibe ich an diesen wenigen Zeilen.

Ach, als ich ihr sagte: Luise, du mußt ohne mich reisen; — wie da eine Todtenblässe sich aus dem lebendigen Roth hervorstahl, das Auge in Thränen erlosch, die Hände matt herabfielen; wie sie ihren Mund nur auf meine Brust drückte, und mit diesem Kusse mein Herz zerbrach; wie sie nun von mir wegschwankte, ihr Gesicht in den Busen ihrer Tante verbarg, und mit einem Tone, ach! der mein Wesen zerschmetterte, sagte: wir müssen reisen! und ohne ihn! — wie ich sie in den Wagen trug, im Wagen zu ihren Füßen lag, schwor, betheuerte, betrog — O, ich Bösewicht! Nein, bei Gott! mein Vater hat nicht gewonnen.

Ich mußte mich erholen. Da kam der Erbprinz; seine Güte, seine Menschlichkeit, lockte mich. Einen Mann, wie Sie, sagte er, der fühlt, der das Wohl der Menschen im Herzen trägt, der in mir den Menschen ehren, den Freund lieben, dem der Fürst nur dann Fürst seyn wird, wenn er der edelste Mensch ist, u. s. w. (Mein Vater hatte ihm alle meine Papiere gegeben.) — Der Erbprinz ist ein junger Mann,

der sich anhängt, der sich fühlt. Ich versprach mich ihm, berauscht von seiner Liebe. Mein Vater vergoß Freudenthränen. Eine Verbindung mit der Tochter des Geheimen Raths von **, meinte er, würde alles sichern. Sieh, mein Ludwig, sagte er; dann ist dein Wunsch erreicht. Du kannst der Wohlthäter von Hunderttausenden werden.

Daß ich die Verbindung nicht auf der Stelle ausschlug, ist mein Verbrechen. Ich erhielt Briefe über Briefe, bald von dem Prinzen, bald von dem Geheimen Rath, seinem Liebling, und trank das Gift in mich. Der Prinz verlangte, ich sollte ihn auf seinem Landhause besuchen. Ich schickte Luisen, ach! die unter meinem thörichten Ehrgeitze vergessene Luise, weg. Selbst der Prinz ließ mich merken, daß man an einer Verbindung zwischen mir und der Tochter seines Lieblings arbeite. Meine Liebe war nicht vergessen; hier, in diesem verkehrten Herzen, brennt sie heißer, als die Flammen des Ehrgeitzes. O, daß ich es Ihnen sagen muß: es giebt Augenblicke, wo ich mit der einen Hand die Gunst des Fürsten, und das

Mädchen fasse, das man zu meinem Weibe bestimmt, und mit der andern die von mir verführte, betrogne Luise! O, du betrogener Prinz! mit einem Verbrechen will ich die Laufbahn der Tugend antreten, in die du mich rufst, weil du mir ein Herz zutrauest!

Ich Unglücklicher!

Heidelberg.

Hier bin ich in Luisens Armen, an Luisens Lippen; ach! und ihre Küsse haben keinen Balsam für dieses Herz, das nichts konnte, als die treueste Liebe verrathen. — Ich habe Ihre freundschaftlichen Briefe, mein theurer, theurer Winter. Was Sie mir sagen, zerreißt mein Herz mit tausend neuen Wunden, ohne die alten zu heilen. Auch Sie, Sie verrathen Luisen? O, wen soll denn dieses leidende, dieses einzige Herz seinen Freund nennen? Nein, nein; rechnen Sie nicht darauf! Luise wird mich nicht vergessen. Ich bitte, rathen Sie mir nicht, das Mädchen zu verlassen. Wenn ihr Herz dann bräche, und ich, ein Raub meiner

Verzweiflung, des Wahnsinns, auch Ihnen fluchte! — O, rathen Sie es mir nicht!

Ich soll sie verlassen! Wäre mir das möglich, so hätte ich es in jenem Zauberkreise des Ehrgeitzes, in Walldorf, gekonnt; allein Sie sehen, ich bin wieder hier. Weder die schmeichelhaftesten Bitten des Prinzen, noch mein Ehrgeitz hielten mich: was soll nun Ihr ohnmächtiger Rath wirken? Fort! o, fort damit!

Saepe meae, tandem, dixi: discede, puellae;
In gremio sedit protinus illa meo.
Saepe, pudet! dixi; lacrimis vix illa retentis,
Me miseram! jam te, dixit, amare pudet.
Implicuitque suos circum mea colla lacertos,
Et, quae me perdunt, oscula mille dedit *).

*) Oft stoß' ich sie von mir zurück, und fester hängt sie an meinem Halse. Oft seufze ich: ich darf dich nicht lieben! Ich Unglückliche! sagt sie, und schlägt die Augen voll Thränen zum Himmel: da

Es ist, als hätte der Dichter diese Stelle für mich geschrieben. Jetzt gilt es: Luisens Glückseligkeit, oder eines alten Vaters einzige Hoffnungen. Was ich auch wählen mag, ich wähle mein eigenes Elend. Zwei Geier zernagen mein Inneres. Oft hebe ich meinen Arm gen Himmel, und schwöre: ich will es der Zeit überlassen. Aber dann sehe ich Luisen, breite meine Arme aus, drücke sie an dies schlagende Herz, und vergesse den Ehrgeitz, wie den Haß der Menschen. Dann lese ich des Prinzen Briefe, mahle die Hoffnungen aus, die er mir macht, sehe mich an der Spitze eines Landes, worin mein Nahme von Tausenden mit Segen genannt wird! — Ach, warum kann ich nicht selbst glücklich seyn, und glücklich machen! Warum soll ich das Glück Anderer durch mein eignes Elend erkaufen! Dann, dann — Nein, ich vergesse Luisen nicht. Ach, ich mache die elendesten Plane, sie mein zu nennen.

darfst mich nicht mehr lieben! Innig schlingt sie dann ihre Arme um meine Schultern, und drückt Küsse auf meine Lippen, Küsse, die mich verderben.

Und nun sehen Sie Luisen selbst! Ich würde sie aus Mitleiden lieben, wenn ich sie auch vergessen hätte. Kein Vorwurf, nicht der leiseste, kommt über ihre Lippen. Wenn ich einen zärtlichen Blick auf sie werfe, fliegt sie mit Augen, die vor Freude blitzen, herbei. Die Thränen, die ich sie zu vergießen zwinge, weint sie im Dunkel der Nacht, oder in ihrem Schlafzimmer. Ich würde sie für zufrieden halten (denn für mich haben ihre erloschnen Augen noch immer einen Strahl von Freude, ihre Lippen noch immer ein Lächeln) — wenn ich sie nicht zuweilen in Thränen überraschte, wenn ich nicht die bleicheren Wangen sähe. Ach, ich wüßte sogar nicht, daß sie meinen inneren Kampf bemerkt, wenn ich sie nicht einmal belauscht hätte.

O, mein Herz zerreißt, so oft ich an diese Scene denke. Ich ging in die Stadt, und sagte, daß ich erst spät wieder kommen würde. Als ich gegen meine Erwartung früher zurückkam, hörte ich Luisen zu ihrer Harfe singen, und schlich die Treppe hinauf. Ich kannte das Lied, das ich ihr selbst gegeben habe. Sie sang die Worte, Bitten um die Liebe eines heiß

Geliebten, mit einer Stimme, die Felsen hätte zu Mitleiden bewegen müssen. Das Lied war zu Ende; und auf einmal fing sie wieder an zu singen:

Mais si pourtant il vous plait que je
meure,
Sans jamais voir ma fortune meilleure,
Je vous l'accorde, et ne demande pas,
Que vos bontés différent mon trépas.
Mais seulement: qu'une mort plus hu-
maine
Tranche mes jours, et finisse ma peine:
Que ce ne soient vos injustes mépris,
Ni le regret d'avoir trop entrepris,
Ni le dépit de vous avoir servie,
Ni vos rigueurs qui m'arrachent la vie:
Mais qu'en repos j'abandonne le jour,
Reduite en cendre et consumée d'amour*).

*) Aber ist es dein Wille; soll ich sterben, ohne je glücklich gewesen zu seyn: o, so will ich es mit dir. Nein, ich bitte dich nicht mehr um dein Herz und um Leben; aber laß mich sanfter sterben! O, tödte mich nicht durch Verachtung: ich verdiene sie nicht. Die Reue, dich geliebt zu haben, soll mich nicht tödten, nicht deine Grau-

Sie hatte, wie sie mir nachher gestand, diese Strophe, ich glaube aus Voltaire, hinzugesetzt. Nach den letzten Worten ließ sie die Harfe an ihre Brust fallen, schlug beide Hände zusammen, und rief im Uebermaße des Schmerzes: „und seine Hände werden dann meine matten Augen zudrücken!"

Nein, meine Luise! sagte ich, und nahm sie in meine Arme, und küßte die Thränen aus ihren Augen: — nein, meine Luise, du sollst leben, leben, und an meinem Herzen glücklich seyn! Ich küßte ihre Hände, ich warf mich in wüthendem Schmerz ihr zu Füßen. O, in diesem Augenblicke hätte ich alle Kronen der Erde um ein Lächeln, das sie erzwingen wollte, hingegeben! Luise war einer Ohnmacht nahe: so sehr hatte dieser Auftritt sie angegriffen; und ich — dem Wahnsinne, über den Sie lächeln.

Winter, glauben Sie, daß ich Luisen je verlassen kann? Nie! nie! Diese unschuldige Seele martern? Nimmermehr! Und wenn es meinen Himmel kostete; sie ist mein!

samkeit. Ruhig will ich das Leben verlassen, allein verzehrt von stiller Liebe.

Heidelberg.

Seyn Sie unbesorgt, mein Lieber. Mein langes Stillschweigen hat weiter nichts zum Grunde, als — daß ich Ihnen nicht viel zu schreiben wußte. Warum soll ich Sie mit meinen Thorheiten unterhalten? Lassen Sie. Aus dem stürmenden, brausenden, mit sich streitenden Chaos hob sich endlich Licht und Ordnung. Der Wein gährt ab, und was übrig bleibt, ist Geist, gedeihlich für Leib und Seele. Warum sollte ich mich länger mit unnützem Toben abmatten? warum mich meinem Schicksal entgegen stemmen? O, es gab mir mit vollen Händen, was das jugendliche Herz kaum in den heißesten Stunden zu wünschen wagt: Luisen, und eine Laufbahn voll Ehre. Soll ich darum seine wohlthätige Hand wegschleudern, weil es mir nicht gerade so, auf die Weise, giebt, wie ich will?

Luise ist mein. Wer wird das läugnen? Die heiligsten Bande, mit denen die Natur Herzen verknüpft, sind um uns geschlungen. Wie? Luise wäre darum nicht mein, weil unse-

rer Verbindung die äußere Form, eine bloße Ceremonie fehlt, welche die menschliche Thorheit, der Eigennutz, das Mißtrauen erfand, um die fehlende Liebe durch Ein Band wenigstens zu ersetzen? Wie? unsre Liebe, unsre Eintracht, unsre Freundschaft, das rührende Vertrauen zu einander, das völlige Hingeben unsrer Seelen, sollte für die Rechtmäßigkeit unsrer Verbindung nicht eben so viel beweisen, wie einige Worte, die vor dem Altare aus einem Buche über ein Paar Menschen gelesen werden? Das „Ja, ich bin dein!" das wir feierlich, Brust an Brust, Arm um Arm, Seele in Seele, und Thräne in Thräne gemischt, unter dem großen Gewölbe des Himmels, vor allen Sternen, in Gegenwart aller Schutzengel der Liebe, vor dem Throne des Ewigen selbst, uns sagten, sollte uns nicht so rechtmäßig verbinden, als ein Ja, in einer Kirche — Gott weiß oft, wie! — gesprochen? Dieser Ort, dieser Altar, wurde schon so viele Millionen Male durch Menschen entheiligt, welche der Eigennutz, der Zwang, die Thorheit zusammenführte; ich habe am Busen der Na-

tur Luisen mein Ja geschworen, und werde die Natur nicht entheiligen.

Wohl! Luise wird meinen Nahmen nicht führen, aber doch mein Herz besitzen; sie wird mein Weib seyn, da sie meine angetraute Gemahlin nicht seyn kann. Und wenn sie in diesem Tausche glücklich ist — was kümmert es die Welt? Wenn die Natur, wenn unsre Herzen, und alle Engel, in einem frohen Kreise um uns her schwebend, uns segnen, und der Himmel Amen sagt; wenn Luise keinen andern Segen verlangt, mit diesem Amen zufrieden ist: — was kümmert es die Welt? Man nennt es Tugend, wenn ein Mädchen ihrem Glücke, ihrem Vaterlande, ihrem Range, ihrem Leben für den Geliebten entsagt. Nun denn! ist etwa Großmuth nicht immer Großmuth, Tugend nicht immer Tugend? Ist es nicht Tugend, wenn Luise für mich, für meinen Besitz, der eitlen Ehre, der Thorheit entsagt, mit mir auf einen Ball zu fahren und in einer Assemblee lange Weile zu haben? Ist es Laster, wenn sie sich mit meinem Herzen, mit meiner Liebe begnügt? O, ihr widerspruchsvollen Thoren!

Oder soll ich ihr Herz brechen, das nur mit meiner Liebe glücklich seyn kann, weil ein Zufall mir verbietet, ihr auch meinen Nahmen zu geben? Ich gestehe zu, es war eine Unbesonnenheit, mich an das Mädchen zu hängen; aber soll sie denn meine Unbesonnenheit mit ihrem Tode büßen? soll ich nicht wieder gut machen, was ich gut machen kann? Wenn Luise es sich gefallen läßt, mein zu seyn, wie ein Zufall und die Umstände es uns erlauben — wem hab' ich dann noch Rechenschaft zu geben?

„Die Welt hat ein solches Verhältniß geächtet." O Freund, Aristides, der Geächtete, war dennoch der größte unter seinen Mitbürgern. Luise wird dennoch immer liebenswerther, tugendhafter, unschuldiger seyn, als tausend eheliche Weiber, die bei ihrem Nahmen hohnlachen.

Sehen Sie, Vernunft, Wahrheit und Natur sind auf meiner Seite; warum soll ich noch die Welt um ihre Einwilligung fragen? Tausendmal habe ich diese Gründe abgewogen; sorgfältiger kann das mitleidigste Herz und das zarteste Gewissen die Gründe zu einem Bluturtheile

nicht abwägen. Der Schlaf floh mein Lager; ich lag auf Dornen, und mein aufgeschrecktes Gewissen stieß die spitzesten Dolche in mein Herz. Zuletzt siegten Natur und Wahrheit über die Vorurtheile meiner im Aberglauben genährten Kindheit. Und noch jetzt, da ich überzeugt bin, noch jetzt erwacht bei mir bisweilen der leise Zweifel, ob ich auch Recht thue.

Ich habe alles der Natur überlassen. Ist es Wahrheit, so wird Luisens Herz so gut darauf fallen, wie das meinige. Und faßt sie freiwillig den Gedanken; dann — dann rufe die Welt hohnlachend ihr Wehe! und belade mich mit Schande. Dann mag in dem Raume, den Luisens Arme umspannen, mein Glück wohnen. Engel sollen mir frohlocken, der Himmel sich segnend auf mich herab neigen, die Natur Luisen mir zuführen und unsere Liebe beschützen! Und wenn die Welt ihr Wehe! ruft, so sollen ihre vor Neid bebenden Lippen dennoch wider Willen seufzen: o, die Glücklichen!

Heidelberg.

Habe ich mir das nicht tausendmal gesagt, was Sie mir sagen? Ich that mehr, als das: ich machte das Unmögliche möglich; und dennoch taumle ich jetzt wieder auf den Abgrund zu, der — geben Sie Acht! — mich Unglücklichen verschlingen wird. Oft erschrecke ich vor mir selbst. Hat die Natur diese fürchterliche, heuchlerische Falschheit in mein Herz gelegt, oder bin ich durch mich selbst so verderbt? Ach, in beiden Fällen ist der Mensch ein entsetzliches Wesen.

Lassen Sie mich nicht fallen, mein Freund! Lieber Winter, lassen Sie mich nicht allein! Ich bin fürchterlich einsam; denn ich habe mich selbst verlassen. O, sehen Sie, und bedauren Sie mich! — Einst war ich nicht so. Um nicht die Schuld von Luisens Verführung auf mich zu laden, die — das fühle ich noch — meinem Herzen zu schwer seyn, die mein ganzes Wesen vernichten würde, bin ich noch grausamer, und will die Schuld dieser Verführung auf Luisen wälzen. Ich reitze ihre Sinnlichkeit, entflam-

me in ihr Begierden, die ihr Herz nicht ahnete. Mit buhlerischen Umarmungen, mit verrätherischen Küssen taste ich die himmelreine Unschuld an. Durch Erzählungen von aufopfernder Großmuth der Liebenden, suche ich meinen Plan in ihre Phantasie zu bringen. Ich will sie tödten; und sie soll die Hand führen, die ihr Herz trifft, damit ich sagen könne: sie that es selbst!

Sonst ging sie, wenn der Nachtwächter Zehn rief; jetzt bleibt sie bis um Mitternacht bei mir. Sonst waren wir laut, und lachten; jetzt flistern wir, seufzen, und verbergen uns selbst vor dem matten Scheine des Nachtlichtes, das kaum den Tisch erhellt, auf dem es steht. Ach, und sie sieht es nicht, wie ich mörderisch den Boden unter ihren Füßen aufgrabe! Sie hängt in meinen Armen, mit dem Zutrauen eines Kindes, das an der Brust seiner Mutter lächelt. Ich war so grausam, über meine Arglist zu triumphiren, und freute mich schon des Augenblickes, da diese zarte Blume unter meinen Händen verwelkt seyn sollte. Mein Gefühl war todt; aber es wurde fürchterlich erweckt! fürchterlich! — Gott Lob! ich hatte noch Herz

genug, dicht vor dem Schlunde, mich aufzuraffen.

Die Zeit kam näher, wo Luise fallen sollte. Am Tage hatte ich nicht Muth, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, und irrte wie ein Mörder umher. So ging ich, vertieft in mich selbst, durch die Ruinen des kurfürstlichen Schlosses, und dachte mir die schöne Luise. „Lassen Sie uns noch die Kapelle besehen," sagte ein Mann im Vorübergehn zu einer Gesellschaft, die das Schloß besah: „da ist ein Gemählde von Rubens, eine Taufe Christi." In dem Schlosse war ich oft gewesen, aber nie in der Kapelle. Ich stand auf, und ging mit der Gesellschaft, die ich nicht kannte. Als wir in die Kapelle traten, blieb ich mit einigen Frauenzimmern sogleich bei einem Seiten-Altare vor einem Gemählde stehen, auf welchem eine Maria, ungefähr als ein Kind von sechs Jahren, auf dem Schooße einer Frau, wahrscheinlich ihrer Mutter, sitzt und lesen lernt. Ich wurde wie von einem Zauber getroffen; es waren Luisens Züge, eben diese reine, fromme, unschuldige Schönheit. Das blonde lange Haar hing leicht ge-

kraus't über den Rücken des Kindes her. Und der fromme Blick in dem schönen, großen Auge; die liebliche, heilige Röthe auf den Wangen; das Lächeln, mit dem Ernst zugleich, auf den Lippen! Ich stand und schaute, und konnte nicht satt werden zu schauen; denn mich dünkte, Luise wäre hier als Kind vor mir. „O, sehen Sie das schöne Kind!" rief eins von den Mädchen der Gesellschaft zu. Man stellte sich nun um das Gemählde her, und es machte auf jeden sehr tiefen Eindruck.

O, sagte ich zu einem Manne, der neben mir stand, fast entzückt: sehen Sie den Engelskopf! Langsam wendete der Mann sich zu mir, und sagte im tiefsten Basse, der durch die Stille bei dem Anschauen feierlich wurde: „welch ein Teufel müßte der seyn, der diese Unschuld verführen könnte!" Das erschütterte mich heftig, und ich weiß noch immer nicht, wie ich aus der Kapelle gekommen bin. Als ich mich tief zwischen den Ruinen wiederfand, war es Abend. Ich ließ mir die Kapelle noch einmal aufschließen, trat vor das Gemählde, hob meine Arme auf, und verhieß es dem Bilde, ver-

hieß es mir und Luisen mit feierlichen Eiden, sie nicht zu verführen. Ich taumelte nach Hause. Als sie den Abend zu mir kam, umfaßte ich sie sanft, küßte ihre Wangen, und sagte lächelnd: Luise, wir Beide sind Menschen, schwache Menschen. Die Unschuld ist dein höchster, dein einziger Reitz; ich würde aufhören dich zu lieben, wenn du sie nicht mehr hättest. Ach, Luise! und deine Unschuld ist in Gefahr, wenn du noch öfter die Nächte bei mir bleibst. Geh, geh! ich möchte dich gern ewig lieben.

Sie erschrak heftig, zitterte, und floh verscheucht zur Thür hinaus. Noch jetzt, nach drei Tagen, blickt sie mich zuweilen mißtrauisch an. Und ich? — Wenn der Reitz, mit dem sie vor mir steht, wenn ihre Küsse, ihre Händedrücke, ihre vertraulichen Stellungen, mir zu mächtig werden, so wallfahrte ich in die Kapelle, sage mir da: „welch ein Teufel," und so ferner, und kehre etwas heitrer und ruhiger zurück. Das ist drei Tage gut gegangen; aber wird es immer, wird es Jahrelang so gehen? Denn verlassen kann ich sie nicht, es komme wie es wolle. Ich fülle das Faß der Da-

naiden, wälze den Stein des Sisyphus; wird mir, muß mir nicht endlich die Kraft gebrechen? Und was dann? O, ich möchte verzweifeln!

Heidelberg.

Es wäre mir kein Ernst, schreiben Sie? Nie hat eine Wunde mich so geschmerzt, wie diese, und sie wird ewig nicht heilen. Schonen Sie mich jetzt, schonen Sie mich ja! Befehlen Sie mir, was Sie wollen; und ich kann es. Ich will meine Hand in die Flammen halten, und nicht zucken, will den heftigsten Schmerz belächeln, wie eine süße Empfindung; nur aufhören Luisen zu lieben, Luisen verlassen: das ist das Einzige, was ich nicht kann; das zu wollen, das sogar nur zu denken, fühle ich mich zu ohnmächtig.

Und verlassen? O, lieber Winter, was ist denn böser: sie verlassen oder verführen? Nein, es giebt keinen dritten Fall: Luise wird mein Weib; oder — Verlassen, sie zu verlassen, das ist mir unmöglich; das hieße: sie ermorden.

Hier meine Antwort auf alle ihre Vorwürfe,

auf alle Ihre Gründe. Hören Sie, was ich that, um Luisen gegen mich zu sichern. Der junge Wilmer, der hier Arzt ist, begegnete mir vor einigen Tagen, und erzählte mir gesprächsweise: er komme jetzt eben von einem Frauenzimmer her, das durch Ausschweifungen sich das allerfürchterlichste Elend zugezogen habe. „Herr," sagte er eifrig; „dahin müßte man von Obrigkeits wegen alle junge Mädchen führen, auf deren Tugend man sich nicht verlassen könnte. Sie sollten die Elende, die der Raub der gräßlichsten Krankheit ist, und mit jedem Athemzuge ihren Verführer verflucht, — die sollten sie ansehen; und ich stehe dafür, es würde helfen."

Sie können leicht denken, welch eine Wirkung das auf mich in meiner Lage machen mußte. Ich frage: wo; und er zeigt mir das Häuschen, in welchem die Elende liegt. Als ich sie sah, schauderte ich. Mir wurde das Herz leicht; denn ich fühlte in diesem Augenblicke, daß ich nun nicht mehr im Stande sey, Luisens Unschuld zu zerstören. Ich kam nach Hause, setzte mich nieder, las Ihre Briefe, und wollte Ih-

nen antworten. Die Brust war mir so leicht, und dann schreibe ich Ihnen so gern. Da fiel mir eine Stelle in Ihrem Briefe in die Augen. „Sie sehen," schreiben Sie mir, „an Ihrem eignen Beispiele, daß der Jüngling wie ein schwankendes Rohr ist. Hundertmal haben Sie Ihre Entwürfe geändert. Jetzt wollen Sie das, dann das Gegentheil; und Beides vertheidigten Sie mit Gründen, und schworen bei jedem, daß Sie standhaft seyn würden. Nichts ist geschehen von Allem, was Sie wollten. Sie zerstören die Wünsche Ihres Vaters um Ihrer Liebe willen, Luisens Erwartungen um Ihres Ehrgeitzes willen, und haben für Alles Gründe. Geben Sie Acht, Sie werden Luisen unglücklich machen, und Ihren Vater kränken, so fest Sie auch entschlossen sind, es nicht zu thun. Dann werden Sie zu spät einsehen, daß die Tugend nicht in dem plötzlichen Aufwallen einer edlen Empfindung besteht, sondern daß *edel handeln* Tugend ist. Sie werden Sich in Verbrechen verwickeln, weil Sie Sich kein Verbrechen zutrauten."

Ich sah ein, daß Sie Recht hattenz; denn

ich war ruhig genug, überlegen zu können. Nun entschloß ich mich, zu handeln. Ich bat Luisen, mit mir zu gehen, und führte sie auf das Schloß. Unterweges sprach ich mit ihr so sanft, so heiter, so vertraulich, daß ihre ganze unschuldige Fröhlichkeit auf einmal wieder zurückkehrte. So brachte ich sie in die Kapelle, und führte sie vor das Gemählde. Sie bewunderte die Schönheit, die Unschuld der Marie. Nun umfaßte ich sie, führte sie die Stufen des Altars hinauf, und sagte: sieh, Luise, dies bist du; eben so schön, eben so unschuldig, eben so fromm. Drücke dieses unschuldige Gesicht, dein eignes Bild, diese heitre, glückliche Miene, tief in deine Seele! So kann nur die Unschuld lächeln. — Jetzt komm, Luise. Ich will dir auch das Gegenbild zeigen; du sollst sehen, was aus diesem Engel werden kann, wenn die Unschuld dahin ist.

Ich führte sie nun zitternd in das Häuschen, wo das elende Geschöpf jammert. Als ich die Thür öffnete, schrie Luise auf, und verbarg ihr Gesicht in meinen Busen. Sieh, Luise, sagte ich heimlich; auch diese Elende war einst un-

schul-

schuldig. Sie wurde verführt, von einem Manne, der sie liebte, wie ich dich liebe. Stelle das Gemählde, das du eben sahest, dagegen; stelle dich dagegen. So kannst auch du werden, wenn du deine Unschuld nicht bewahrst. — Sie hob ihr Gesicht auf, sah die Unglückliche an, schauderte, und sank ohnmächtig an meine Brust. Ich warf dem Weibe meine Börse zu, nahm Luisen auf meinen Arm, und trug sie in die freie Luft, daß sie sich erholen sollte. Nun ging ich durch einen Umweg mit ihr zurück. „Sie war krank?" nur diese einzige Frage that sie unterweges. Sehr krank, sagte ich; ihr ganzer Körper zerrüttet, entstellt: die entsetzliche Folge ihrer Ausschweifungen. — Luise schauderte und schwieg.

Seit diesem Augenblicke habe ich sie nur einige Male wieder gesehen. Ich zittre vor der Wirkung, die es auf sie gemacht hat. Sie ist krank, und wenn ich komme, bittet sie mich mit einem seltsamen Gesichte, sie zu verlassen. Ich bedarf der Ruhe, sagt sie flisternd und lächelnd. Die Tante fragt mich, mit Thränen in den Augen: was fehlt Luisen? und ich antwor-

te sehr verlegen: ich weiß es nicht. Die Wirkung sey nun, welche sie wolle, so ist doch gewiß Luisens Unschuld gerettet, und ich habe Ihnen gezeigt, daß es mir Ernst war, sie zu sichern.

So versperre ich mir jeden andern Ausweg, glücklich zu seyn, ausgenommen den, welchen mein Vater nicht will: ihr mit meinem Herzen, das nur für sie schlägt, auch meine Hand zu geben.

Heidelberg.

Bin ich denn jetzt besser daran? Luise flieht mich, und zittert, wenn sie mich erblickt. Sie erbleicht, wenn ich ihre Hand berühre. Läßt der Zufall mich mit ihr allein, so sieht sie, wie eine Verbrecherin, nach allen Seiten, schlägt die Augen nieder, und greift hierhin, dorthin. Nähere ich mich dann, so öffnet sie die Lippen, wie zum Aufschreien, und ihre Angst wird konvulsivisch. Was ist das? — Die Nächte durch weint sie und betet, sagt die Tante. „Ich muß fort von hier!" lispelt sie, sagt und ruft

sie, wenn sie einen Augenblick allein ist. Sie faßt die Hände der Alten mit unaussprechlicher Angst, seufzt: „ich muß, muß hier fort; ach! — und kann nicht! und kann nicht!" setzt sie dann, die Hände ringend, hinzu. Nun denn, ich handelte, ich folgte Ihrem Rathe; und das sind die Folgen. Bei Gott! es muß anders werden.

Heidelberg.

Sie haben Recht. Ich verdiene Ihre Vorwürfe. Was that ich Rasender? Ich Unmensch! ich selbstsüchtiger Unmensch! Die reinste Unschuld schleppte ich vor das schreckliche Bild der bestraften Wollust, das nur meine Seele ängstigen sollte. Für meine eigene Schuld lasse ich die engelreine Luise leiden; drohe der Tugend selbst mit Strafen, die nur mein empörtes Herz zum Zittern bringen sollten. Aber vergeben Sie mir diese Raserei, wie mir Luise vergeben hat, durch deren Angst ich unbeschreiblich bitter bestraft bin. Luise ist ruhig, und ich bin glücklich. O, mein Freund, wie liebt mich das Mädchen! Aus meiner Unruhe, aus meinem

Zurückstoßen, wenn sie zu mir kommt, aus meinen Warnungen, ihre Unschuld zu bewahren, aus der letzten schrecklichen Begebenheit setzt sich die unschuldige Seele, ich weiß nicht welche, Grillen zusammen, daß sie in Gefahr sey, ihre Unschuld zu verlieren und dann in das furchtbare Elend jener Unglücklichen zu gerathen.

Mich lieben, mich umarmen, hält sie für das Verbrechen, vor dem ich sie warne. Sie will sich zwingen, mich nicht mehr zu lieben, will sich retten, will zu ihrer Mutter, und vermag es nicht. O, wären Sie doch gegenwärtig gewesen, als sie mir ihre Angst, ihre Vorsätze erzählte, mir erzählte, wie sie schon einmal Morgens früh, eh wir Andern erwacht waren, entflohen, in ihrer Angst den Weg nach Schwetzingen geeilt, und dann niedergesunken, und umgekehrt sey, weil sie gefühlt habe, daß sie mich nicht verlassen könne; als sie die Arme gen Himmel hob, und ihn nur bat, mich ihr in ihrem Elende zu lassen, dem sie nun nicht mehr zu entgehen hoffe!

O Freund, da schwor ich ihr ewige Liebe,

ewige, zärtliche, treue, heiße Liebe; da gestand ich ihr zum ersten Male, daß sie mir auf der Welt alles, alles sey, daß ich ohne sie, ohne ihre Umarmungen, ohne ihre Liebe, ohne ihre Treue nicht leben könne; da nannte ich ihre Liebe zu mir: Tugend; da bat ich sie mit den zärtlichsten Liebkosungen, mich künftig als ihr Eigenthum zu betrachten; da zwang ich sie beinahe, mich „Du" und „Ludwig" zu nennen; da erzählte ich ihr mein Verhältniß mit meinem Vater, die Hindernisse unsrer Liebe; da gab ich ihr bestimmt die Hoffnung, daß sie meine Gattin werden sollte.

Sie war außer sich, und versank beinahe in meinen Armen. „O du! du! Ludwig! mein Ludwig! mein Du!" rief sie hundertmal, wirbelnd vor Freude, und konnte nicht müde werden, mich „Du" und „Ludwig" zu nennen. Ich habe das höchste Maaß der Liebe genossen; ein solcher Augenblick kann in meinem Leben nie wiederkehren. Nun mußte ich ihr noch einmal erzählen, wie alles gekommen war. „O," rief sie entzückt; „will dein Vater nicht, daß ich deine Frau werden soll, so lass' ihn! Wenn

ich nur bei dir bin, und bei dir leben darf, bis ich sterbe: mehr mag ich nicht, mehr wünsche ich nicht. Und wenn auch das nicht, wenn du nur von Zeit zu Zeit mich siehst. Ja, geh, geh, nimm ein Amt, wie sie es dir geben. Ich will hier wohnen, oder eine Meile weit von dir, auf einem Dörfchen, in der kleinsten Hütte, wenn ich nicht in der Stadt bei dir seyn darf. Da will ich trauern, bis du einen Tag lang Zeit hast, mich zu besuchen; denn das (setzte sie eifrig hinzu), das, lieber Gott! können sie dir doch nicht wehren."

Was sagen Sie dazu? Ich habe mich jetzt auf die Kniee geworfen, und laut dem Himmel geschworen, daß sie meine Gattin seyn soll. Jetzt lassen Sie die Könige der Erde ihre Ehrenstellen, ihr Gold, ihre Titel vertheilen; ich sehe nicht einmal zu, wohin sie fallen, weil ich mein Auge nicht von Luisens lächelnden Lippen wende. Sagen Sie der Welt, daß ich lebe, und glücklich bin. Adieu. Zittern Sie noch für Luisens Unschuld? Adieu.

Heidelberg.

Nein, nein! ich habe meinem Vater geschrieben, daß ich nicht kommen kann. Was Sie mir sagen, hat mein Vater mir tausendmal stärker und rührender gesagt. Ich habe sogar einen Brief von dem Prinzen; und auch für ihn war meine Antwort: ich kann nicht kommen. Gewiß freuen sich Tausende, daß ich nicht kommen will. Das Amt wird nicht unbesetzt bleiben, und die Welt nicht darum untergehen, weil ein Jüngling klug genug ist, anstatt des Himmels nicht eine Sklavenkette annehmen zu wollen. Sie zerschmettern mein Herz mit Ihrem Mißtrauen, Ihren Vorwürfen. Ich liebe Sie, guter Winter, wie ich Niemanden auf der Erde mehr liebe; denn sogar in den Armen meiner Luise weiß ich, daß ich Sie liebe. Adieu.

Heidelberg.

Freuen Sie Sich, wenn Sie können! Sie haben Recht gehabt. In dem Augenblicke, da ich triumphirte, versank ich. Luisens Unschuld ist

dahin. Trunkenheit der Liebe, Vergessenheit meiner selbst, Einsamkeit, Nacht, Luisens Zärtlichkeit — Doch keine Entschuldigung. O, du Unglücksprophet, du hattest Recht! An deinen Busen möchte ich fliehen vor dem Jammergeschrei der gefallenen Unschuld; denn ich glaube, Sie allein, Winter, Sie allein würden mit meinem gebrochenen Herzen Mitleiden haben, weil Sie es kennen. Wohin flieh' ich? Der Morgen soll mich hier nicht mehr treffen. Ach, wird je wieder ein Morgen meinem Auge leuchten? — Gott im Himmel! sie —

Ach, Winter, es sind drei Tage vergangen, seitdem ich diesen Brief anfing. Ich hörte Luisens Tritt, und die Feder sank aus meiner zitternden Hand. Sie — kommt, wollte ich Ihnen schreiben; da ging die Thür auf, und Luise flog in meine bebenden Arme, an meine zerrissene Brust. Dieser Augenblick war meine Strafe; ich zitterte, wie der Verbrecher, für den schon das Schwert der Gerechtigkeit gezückt ist, und konnte mein Auge nicht erheben. Meine Seele versank, wie zernichtet. „Ach, ich habe

nirgends Ruhe, als hier!" sagte Luise, mit sanftem, beinahe heiterem Weinen, und lehnte sich dicht an meine Brust. Meine Augen flossen über; sie trocknete meine Thränen mit einer so tröstenden Zärtlichkeit, daß ich doch wieder anfing zu fühlen.

Unglückliches Mädchen! sagte ich, und umfaßte sie. „Nein," sagte sie sanft; „so bin ich gewiß nicht unglücklich! Aber wenn die Stunde kommt, Ludwig, da du mich verlassen mußt; und ich fürchte, ich fürchte — der Brief deines Vaters . . ." — Ich wollte einfallen; sie legte aber ihre Hand auf meinen Mund. „Ich habe ihn gelesen," fuhr sie fort; „er war in deinem Kleide, das ich weghängte. Du mußt gehorchen; aber verlassen wirst du mich nie ganz, nie ganz aufhören mich zu lieben, wenn auch . . ." — sie bedeckte ihre Augen mit der andern Hand, und fuhr schluchzend fort — „wenn auch . . . ein anderes Mädchen deine Hand hat, und dein Herz mit mir theilt. Verlassen wirst du mich nicht ganz, und ich werde noch immer glücklich seyn."

Nun sezten wir uns. „Was du einmal für

mich zu fürchten schienst, das Schicksal jenes unglücklichen Mädchens, das mich so entsetzlich erschreckte, Ludwig, nein, das kannst du nicht fürchten." (Sie erröthete, und schlug die Augen nieder.) „Ich erzählte es meiner Tante, und die hat mich über die Ursache der abscheulichen Krankheit belehrt. Nein, Ludwig, ich werde dich allein lieben, so lange dieses Herz noch schlägt; und Wollust" — (sie stand auf, und streckte ihre Arme mit Abscheu von sich) — „ich weiß nicht einmal, was das ist. Wir sind nicht glücklich, das seh' ich an deinen Thränen; das fühle ich: denn ich bin unruhig; aber, Ludwig, sey du glücklich, und auch ich werde es seyn. Ich gehöre dir an, das weiß ich jetzt. Unruhe, Sorgen will ich dir nicht machen; nur verlaß mich nicht gänzlich!"

Ich faßte sie in meine Arme, und drang in sie, mich in ein Kloster zu begleiten, und sich mit mir trauen zu lassen. Das wollte sie nicht, ob sie gleich, bei der Vorstellung, meine Gattin zu werden, Freudenthränen weinte. Sie zitterte vor dem Unwillen meines Vaters; sie fürchtete, daß meine Verbindung mit ihr mich

unglücklich machen würde, und bat mich, erst meinen Vater über diesen Punkt auszuforschen. „O," rief sie auf einmal, mitten im Zimmer niederknieend, und die gefaltenen Hände emporhebend: — „o, Gott gebe, daß er mich aufnimmt!"

Lieber Winter, Sie sollten nur den Ton ihrer Stimme gehört haben, mit dem sie das Alles sagte! — Wenn Sie können, so helfen Sie, helfen Sie dem edelsten, dem besten und dem unglücklichsten Mädchen, das je die Erde trug! Jetzt, da ich die Hand dieses Mädchens, die Hand meines Weibes, nicht für eine Krone vertauschen möchte; — o, was sag' ich! — jetzt, da ich für Luisens Besitz mein Leben aufopfern, Jahrelang auf den Knieen liegen möchte, um sie mir von dem Himmel zu erbitten: — jetzt erst seh' ich ein, daß Sie auch darin Recht hatten. Ich zittre vor meinem Vater, ich zittre vor den Schwierigkeiten, die er meinem Glücke in den Weg werfen könnte. Rathen Sie mir, rathen Sie dem thörichten Jünglinge, wie er nach so vielen Thorheiten glücklich werden soll.

Ich habe der Tante meiner Luise erklärt, daß ich ihre Nichte heirathen werde; ich habe dieser einen Ring aufgedrungen, und ihrer Mutter geschrieben, um mir ihren Segen zu erbitten. Luise muß, so viel sie sich auch sträubt, mit mir öffentlich über die Straßen von Heidelberg gehen. Ich finde eine Beruhigung darin, der ganzen Welt zu sagen, daß das edelste Geschöpf mich liebt und mein ist.

Rathen Sie mir; aber schnell! Bei Gott! ich will Luisens Thränen nicht länger mehr ahnen. Nur *ahnen* kann ich sie; denn Luise weint sie *allein*.

Mannheim.

Und wenn das alte Chaos daraus entstände, und wenn wieder ewige Finsterniß die Schöpfung darum bedecken sollte; so würde ich dennoch Luisens Hand ergreifen, und rufen: sie ist meine Gattin. Es gehen schreckliche Dinge vor, schreckliche, sehr schreckliche Dinge! Ich bin zerrüttet. Alles, was ich weiß, ist das: Luise wird meine Gattin, und sollte ich, mit Dolch und Flamme

in der Hand, mir den Weg zu ihr bahnen. Unwiderruflicher ist der Spruch des ewigen Schicksals nicht, als meine Versicherung: Luise wird meine Gattin! — Da steh' ich, verloren in die Trostlosigkeit dieses gränzenlosen Unfalls. Verbrechen will ich nicht sagen; davor behüte mich mein guter Genius! Ich ringe, ich kämpfe. O, ich möchte mit allmächtigem Arme die Zeit um zwanzig Jahre zurückschieben: dafür wollt' ich mein Leben geben, dafür sogar Luisen. Unveränderlich steht das Elend, wie ein Fels in die Ewigkeit gewurzelt. Ich sehe mich blind, ob es die Gestalt nicht ändern will, ich denke mich rasend, ob ich die Gestalt nicht umschaffen kann. O Freund, Mord sogar kann der Wunsch der zärtlichsten Tugend werden. Ich habe meinem Vater geschrieben: ehrerbietig, bittend; aber fest. Luise würde meine Gattin, und wenn sie häßlich wäre, wie das Laster, wenn ihr Geist gar keine Bildung hätte — Ich möchte von Sinnen kommen! O, Sie wissen nichts, Sie haben nichts, nichts von dem gehört, was auf der Erde vorgehen kann; und ich Unglücklicher, ich mußte es erfahren! Gerade ich! ich!

Sie müssen es wissen, um zu helfen. Ich habe geschworen, es nie über meine Zunge zu bringen, und ich könnte Sie ermorden, wenn Sie es nicht vergäßen, sobald Sie geholfen haben. Hören Sie. Luise besucht ihre Mutter, die flehentlich darum gebeten hat, auf acht Tage, wahrscheinlich um meinem Andringen, daß sie sich öffentlich mit mir zeigen soll, zu entgehen. Ich will unterdessen die jenseitige Pfalz besuchen, und komme so nach Mannheim. Nachmittags kreuze ich vor den Thoren umher. Von dem vielen Laufen werde ich müde, und gehe langsam zurück. Der Fußsteig führt neben einem Hause hin, über dessen Thür ich „Billard" lese. Ich trete hinein. Eine alte Frau führt mich die Treppe hinauf in ein kleines Zimmer, worin ärmliche Möbel und ein schmutziges Ruhebett stehen, und sagt mit einem ekelhaft freundlichen Gesichte: sie wolle mir sogleich Wein schicken.

Ich stellte mich an das Fenster, und suchte die Heidelbergischen Gebirge auf. Die Thür

öffnete sich. Ein Mädchen, dessen Gesicht, bis auf einen Zug von Frechheit, wirklich sehr angenehm war, brachte mir Wein, und redete mich zugleich an. Nach einigen Minuten merkte ich denn wohl, wen ich vor mir hatte, und in welchem Hause ich war. So widerlich mir diese Idee auch wurde, so schenkte ich dennoch dem Mädchen ein Glas Wein ein. Ich merkte, daß es ihr nicht an Geist fehlte, und fing an über ihre Lebensart mit ihr zu scherzen. Sie zuckte die Achseln, lachte, und sagte: „jetzt muß ich, ich mag wollen oder nicht." — Und dabei lachst du? Ich wette, mein Kind, es kommt eine Stunde, da du weinst! Mit deinem Gesichte, fuhr ich fort, würdest du noch immer einen guten Mann bekommen, wenn du recht ehrlich wolltest, (sie schüttelte lachend den Kopf) und zum Exempel zu deinen Verwandten zurückgingest.

„Ich habe keine Verwandten mehr," erwiederte sie leichtsinnig. — Deine Eltern sind also todt? — „Meine Mutter ist todt; mein Vater lebt noch." — Eben sagtest du ja, du hättest keine Verwandten mehr! — „Ja, mein Vater,"

sagte sie laut lachend, „der würde schöne Gesichter machen, wenn ich ankäme!" — Wie denn so? — „Ei! das ist nun einmal nicht anders." — Aber, Mädchen, wer ist denn dein Vater? — (Wieder lachend:) „Ein vornehmer, reicher Mann. Sehen Sie, er hat in Heidelberg studiert; meine Mutter war eines Gastwirths Tochter, da der Heiligen-Geists-Kirche gegenüber, wenn Sie in Heidelberg bekannt sind. (Ich nickte mit dem Kopfe, und sie fuhr fort.) Meine Mutter war ein hübsches Mädchen. Mein Vater, der Student, ein hübscher Mensch, geht bei ihr aus und ein, verspricht ihr die Ehe, und so weiter. Sie wird schwanger. Der junge Herr, mein Vater, reist weg, und vergißt sie. Wie denn das so geht! Der Gasthof mußte Schuldenhalber verkauft werden. Meine Mutter starb in Armuth, als ich gerade funfzehn Jahre alt war. Was sollte ich machen? Es nahm sich niemand meiner an; und da bin ich denn so dazu gekommen."

Hast du dich nie an deinen Vater gewendet? fragte ich mitleidig.

„Ja der!" antwortete sie. „Er hat sich

mei

meiner Mutter nicht angenommen, der er doch gut war. Mich hat er ja in seinem Leben nicht gesehen. So sind die Mannspersonen alle! sie führen die Mädchen immer an."

Aber wer ist denn dein grausamer Vater? fragte ich erbittert.

„Nun, wenn Sie es wissen wollen . . ." — Ich wurde betäubt; sie nannte — den Namen meines Vaters.

O du lügst, Mädchen, rief ich. Der Geheimerath . . .?

„Brüder. Er wohnt jetzt auf seinem Gute in Walldorf. Lassen Sie das Kirchenbuch aufschlagen. Ich bin nach ihm getauft, und heiße Brüderin."

Das Jahr, das Haus, worin er gewohnt hat — alles traf zu. Ich trat an das Fenster, mich zu erholen.

Es war meine Schwester. Dieses Mädchen meine Schwester! Ich mußte mich am Fensterkreuze halten, um nicht niederzusinken. Dieses Mädchen, meines Vaters Tochter! meine Schwester! Ich wendete mich, als ich mich ein wenig gefaßt hatte, wieder zu ihr, und sah jetzt

offenbare Züge von meinem Vater in ihrem Gesichte. Wahrscheinlich mochte sie die Bewegung in meinem Innern an meinen Augen sehen. Sie schwieg verlegen still, und die freche Miene — o Gott! — wurde Furchtsamkeit.

Ach, meine Empfindung war nichts als Mitleiden, zärtliches Mitleiden mit diesem verlassenen Geschöpfe, Scham, und Verlegenheit, was ich thun sollte. Denn, sagen Sie selbst, wer war Schuld an der schrecklichen Lage des Mädchens? Gewiß nicht das Mädchen. Es könnte sagen: warum verließ mein Vater mich? warum verließ er meine Mutter? Ach, und was könnten — wir antworten? O, mögen alle guten Engel meinen Vater vor dem Anblicke seiner Tochter behüten! Er würde, er müßte vergehen! Sie haben keinen Begriff von der Angst in meinem Inneren, die mit jedem Pulsschlage stieg, und endlich eine dumpfe Gefühllosigkeit wurde.

Es war mir, als ob das Mädchen in den rührendsten Accenten ihre klagende Stimme erhöbe, und der Welt sagte, sie sey meines Vaters Tochter; es war mir, als ob die Welt ihre

Blicke auf mich und auf dieses Mädchen richtete. Mein Gefühl wurde zerreißend, meine Scham brennend. Ich war gedankenlos, und werde es noch jetzt immer, wenn ich mir diese schrecklichen Augenblicke wieder denke. Rechenschaft kann ich Ihnen von meinem Zustande nicht geben. Mich dünkte, es läge in meiner Seele eine verborgene Allmacht, mit der ich diese Begebenheit gänzlich vernichten könnte; aber dann stand wieder das Mädchen mit den Zügen meines Vaters vor mir, und ich versank aufs neue in Scham und Angst.

Eine Bewegung, die das Mädchen machte, als ob sie weggehen wollte, erweckte mich wieder. Ich ergriff ihre Hand, und rief: nein, du bleibst hier. Sie blieb zitternd stehen, sah mir forschend in's Gesicht, und sagte: „ich habe Ihnen ja nichts gethan!" — Nein, erwiederte ich, du arme Verlassene! nein! Und wer wollte dir etwas Uebles thun? Du bist ja unschuldig. Ich faßte des Mädchens Hand, und mein Herz verging in dem tiefsten Mitleiden. Wahrscheinlich verstand sie meine Bewegung unrecht; sie wurde wieder ruhig, und setzte sich.

Ich setzte mich neben sie, und hatte doch so viel Besinnung, daß ich das einzige Mittel, mich zu erholen, ergriff. Sie mußte mir ihre Geschichte noch einmal erzählen, und während der Zeit faßte ich mich so ziemlich.

Lächelnd, und mit einem Händedruck — Sie sollten wissen, was mir dieses Lächeln kostete! — sagte ich: du bist ein so hübsches Mädchen; und wenn du so treu seyn wolltest, als du hübsch bist, so . . . Wenigstens würdest du es bei mir besser haben, als hier. — „Ja, das glaub' ich," sagte sie lachend; „bei einem so hübschen Herrn, wie Sie, hat man es nicht schlimm." — Wie ich sage, fuhr ich fort; wenn ich mich darauf verlassen könnte, daß du mir treu bliebest . . . — „Da müßten Sie mich aber ganz erhalten!" fiel sie ein. — Recht gern, mein Kind, wenn du mir treu bleibst. — „O, wahrhaftig!" schwor sie. „Meinen Sie denn, daß Freude dabei ist, wenn ich . . . Aber," unterbrach sie sich selbst; „das kostet viel!" — Nun? sagte ich, jetzt wirklich lächelnd über die großen Kosten; ich würde mein Leben verschleudert haben, um meine Schwester zu retten.

Nun? Laß uns einmal rechnen, wie viel es kosten würde. — Sie rechnete, und mich überlief ein Schauder. Ach, für wie wenig verkauft der Mensch seine Glückseligkeit! Für die elendesten Bedürfnisse des Lebens giebt meine Schwester sich der Schande hin; und mein Vater hat so viele Tausende! Ich sprang, von diesem Gedanken ergriffen, auf.

„Sehen Sie wohl?" sagte sie. „Aber für weniger kann ich nicht leben!"

O Mädchen, rief ich, noch immer halb außer mir; wenn du schwörst, mir allein treu zu seyn, und Wort hältst — ich will dir doppelt, dreifach die Summe geben, die du foderst.

„Sie haben mich zum Besten, das seh' ich wohl," sagte sie, und wollte an die Thür.

Ich sprang hinzu, legte ihr zwei Louisd'or in die Hand, und rief: du bist mein; aber von diesem Augenblicke an. Willst du? — Sie war verwundert, schwieg erst, und fragte dann sehr furchtsam: „ist es denn gewiß Ihr Ernst?"

Aber du gehst sogleich mit mir, jetzt auf der Stelle. Packe deine Sachen zusammen.

Sie erwiederte leise: „ich habe nichts. Selbst

dies (auf ihre Kleidung zeigend) ist nicht einmal ganz mein." — O, sagte ich, nicht einmal Kleidung hast du von deinem Gewerbe? Ich gab ihr so viel Geld, daß sie der Wirthin die Lumpen bezahlen konnte. Sie ging auf einige Minuten hinunter, und ich schlug unterdessen vor Jammer die Hände zusammen. Als sie mit einem fröhlichen Gesichte zurückkam, fragte ich sie: bist du in Mannheim bekannt? (Sie bejahete.) Nun, so komm! Ich will ein Paar Zimmer in einem ehrlichen Bürgerhause für uns Beide miethen. Aber ein stilles, gutes Haus, wo rechtschaffne Leute wohnen. Weißt du so eins? Sie zuckte schweigend die Achseln; endlich sagte sie, „die Leute nehmen mich nicht auf!" Es war mir, als ob ein Dolchstoß durch mein Herz führe. Man verweigert meiner Schwester ein Obdach! — O, mein Vater, hättest du das gehört! Gott behüte dich davor!

Glücklicher Weise dachte ich an einen Bekannten, einen alten ehrlichen, geschickten Mechanikus, der mir verschiedene Instrumente gemacht hat. Ich war bei dem Manne oft stundenlang gewesen, um seiner Arbeit zuzusehen;

dafür hatte er eine Art von Neigung zu mir gefaßt. Seine alte, taube Frau, und ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, zum Verschicken, machen seine ganze Haushaltung aus. Zu dem ging ich, und er nahm mich gern auf, da ein Paar Zimmer bei ihm leer standen. Ich gab das Mädchen für eine weitläuftige Verwandtin von mir aus, die ich hier in unglücklichen Umständen angetroffen hätte. Schon gut! schon gut! sagte der alte Mann, und zeigte mir eine neu erfundne Sonnenuhr. Nach einer Stunde war ich auf meinen zwei Zimmerchen eingerichtet. Noch diesen Abend kaufte ich Leinwand, Zeuge zu Kleidern, zu Hauben; und am folgenden Morgen war die Unglückliche in voller Arbeit, sich Wäsche und Kleider zu nähen.

Meinen Bedienten ließ ich im Gasthofe, und ich selbst nahm einen fremden Namen an. Das Mädchen wunderte sich, als ich sie bat, ihre Kleidung so ehrbar, so anständig zu machen, wie möglich. Sie schüttelte furchtsam den Kopf, und sah mir mit großen Augen in das Gesicht, als ob sie meine Absicht errathen wollte. Mein Kind, sagte ich sanft, aber ernst: es ist meine

Absicht, daß du glücklich werden sollst. Dein Vater hat dich verlassen; ich will versuchen, ob ich ihn dir ersetzen kann. Du gefällst mir; aber ich hasse die Liederlichkeit. Führe dich von jetzt an ehrlich auf, liebes Mädchen, und du sollst sehen, daß du viel glücklicher werden wirst, als du vielleicht glaubst.

Sie versprach mir, mit allen Zeichen der Schüchternheit, ehrlich zu seyn. Aber, ach! von Rührung, von Reue, sah ich keine Spur. Ein, oder zweimal war sie sogar frech genug, mich locken zu wollen; und ich mußte dazu schweigen, weil ich zitterte, daß ihr das Leben bei mir nicht gefallen, und daß sie mir entlaufen möchte. Ich machte ihr die reitzendsten Hoffnungen zu einem Leben, wobei es ihr an nichts fehlen sollte. Sieh, sagte ich: hier kennt dich fast jeder; deshalb muß ich heimlich mit dir seyn. Aber sobald meine Geschäfte hier zu Ende sind, sollst du mit mir reisen. Dann will ich für dein Vergnügen sorgen; dann sollst du dich putzen, und leben, wie du wünschest. Ich mußte ihr sogar liebkosen, und ihr Gesicht schön nennen, um sie in guter Laune zu erhalten.

Bei dem Allen fürchtet sie mich aber. O, daß ihre Scham so unwiederbringlich verloren, daß bei meiner Schwester alles Gefühl so gänzlich erstorben ist! Ich gehe oft im Nebenzimmer umher, und ringe vor Verzweiflung die Hände.

Ach, ich schaudere, wenn ich bedenke, daß ich auf dem Wege war, auch Luisen zu verführen; wenn ich bedenke, daß eine Tochter von mir und — O, auf den Knieen danke ich dem Himmel, daß Luise mein ist, daß es noch in meiner Gewalt steht, ihr meine Hand zu geben. Denken Sie Sich den Fall: ich hätte Luisen verführt, sie vergessen, ein andres Mädchen geheirathet, dann erst meine Schwester gefunden, und aus dieser Begebenheit gelernt, wie fürchterlich die Vorsehung den Leichtsinn bestrafen kann! O, mein Herz vergeht bei dem Gedanken. Nein, ich würde Luisen meine Hand geben, und wenn die tiefste Schande ihr Heirathsgut wäre. Das habe ich meinem Vater geschrieben; aber, ach! meine Gründe dazu muß ich ihm auf ewig verhehlen.

O, antworten Sie, rathen Sie! Wohin bring' ich meine unglückliche Schwester? Neh-

men Sie mir ja, um des Himmels willen, nicht alle Hoffnung, daß sie noch glücklicher werden kann, als sie ist! Wie verlösche ich die Schande wieder aus ihrem Busen? Geben Sie der Unglücklichen das Gefühl ihrer Schande wieder, und ich will Sie wie meinen Schutzengel anbeten. Ich kann jetzt nicht denken. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich bitte: daß ich meine unglückliche, verlassene Schwester zu Ihnen nach Kassel bringen darf. Da ist wohl ein Ort, wo sie sich verbergen kann, wo sie — der Barmherzige gebe es! — sich bessert. — Von hier muß sie weg. Ach, mit heißer Sehnsucht wart' ich auf Ihre Antwort. Schreiben Sie mir bald. Meine Ruhe hängt an Ihrem Briefe.

Mannheim.

Ich Unbesonnener! Mein Vater ist hier! Welch ein Zusammentreffen von Begebenheiten! Ich, ich, mußte ihn zu der bittersten Minute seines Lebens führen! O, werde ich mir das je vergeben? Ich! ich! Denn schrieb ich ihm nicht von hier? schrieb ich ihm nicht so dringend? —

Da wirft er sich in den Wagen, eilt hieher, was die Pferde nur laufen können, und das erste, was ihm am Pfälzer-Hofe, wo ich logirt hatte, zu Gesicht kommt, ist unglücklicher Weise mein Bedienter. „Wo ist mein Sohn?" fragt mein Vater. Der Bediente erblaßt, zittert, sucht Ausflüchte. Mein Vater drohet aber; und der furchtsame Bursche verspricht, ihn zu mir zu führen. „Ist er schon verheirathet? komm' ich noch früh genug?" das sind die einzigen Fragen, die mein Vater unterweges thut. Mein Bedienter versichert, daß ich noch unverheirathet bin.

Ich sitze ruhig auf meinem Zimmer, und zähle die Minuten, bis ich von Ihnen Antwort bekomme. Die Thür fliegt auf, und mein Vater stürzt ohne Athem zu mir herein. O, die Nachricht von seinem Tode hätte mich nicht so erschrecken können, wie jetzt sein Anblick. Er — seiner Tochter so nahe, nur durch eine Wand, durch eine Thür von ihr getrennt! „Deine Farbe verräth deine Schuld!" rief er mir entgegen. Ich fühlte an der Kälte in meinem Körper, daß ich bleich geworden war; indeß

faßte ich mich, so gut ich konnte. Lieber Vater, sagte ich zärtlich; ich bitte, seyn Sie ruhig. Gewiß, ich will thun, was je ein Mensch für einen andern gethan hat. Ich sprach leise: denn ich hörte, daß die Unglückliche im Nebenzimmer einen Stuhl rückte; und sie sollte nichts von der Unterredung verstehen.

„Wohl!" sagte mein Vater; „wohl, mein Sohn! Ich will ruhig seyn; aber unter der Bedingung, daß du sogleich, wie du hier bist, mit mir reisest. Deine Sachen mag dein Bedienter besorgen; denn, bei Gott! aus den Augen lass' ich dich nicht." Sie sehen selbst, das war unmöglich. Ich konnte seine Tochter nicht wieder in die Schande hinausstoßen, wenn ich auch Luisen hätte auf einige Tage verlassen wollen. Lieber Vater, sagte ich nach einigem Besinnen, mit einem Tone, dem er Liebe, Rührung und Mitleiden anhören mußte: glauben Sie mir dieses Mal; trauen Sie mir! Jetzt mit Ihnen zu reisen, ist mir durchaus unmöglich. Ich bin gewiß entschlossen, alles in der Welt zu thun, was je ein Sohn, was je ein Mensch gethan hat. Das betheure ich Ihnen. O, mein Va-

ter, ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie: erlauben Sie mir nur zwei Stunden, ein Geschäft in Ordnung zu bringen, zu dem Menschlichkeit, die heiligste Pflicht, mich auffodert. Dann geh' ich, wohin Sie wollen. — (Ich war wirklich entschlossen, wenn ich seine Tochter unter der Aufsicht eines ehrlichen Mannes zu Ihnen nach Kassel abgeschickt, und an Luisen geschrieben hätte, mit ihm zu reisen.)

„Dein Vater kann deine Geschäfte wohl wissen," sagte er, halb aufgebracht. „Was ist es für ein Geschäft?"

Das heiligste in der Welt, das allerheiligste, wobei — Gott ist mein Zeuge! — ich gar nicht interessirt bin. Aber Sie, mein Vater, dürfen, können es nicht wissen. Unmöglich! — Ich faßte seine Hand, und wollte sie an meinen Mund führen; er riß sie aber weg, und rief erhitzt: „nicht wahr? du willst das Mädchen, mit dem du ausschweifender Mensch lebst, erst in Sicherheit bringen und dann hohnlachend deinem Vater folgen? Mit nichten! Entweder du reisest sogleich, auf der Stelle, mit mir, oder ich ruhe nicht, bis ich die Kreatur aufge-

funden habe; und — wenn ich sie öffentlich auspeitschen lasse, dann will ich doch sehen, ob du noch mit ihr leben willst!"

Ich verstand nur halb, was er sagte, weil ich im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm. Mir fiel ein, daß meine Schwester das alles auf sich ziehen mußte; und meine Verlegenheit nahm stufenweise zu, bis sie Höllenangst wurde. Ich zitterte, und hob meine Hände auf. In dem Augenblicke hörte ich die Thür neben mir, welche auf den Saal geht, öffnen. Nun sprang ich neben meinem Vater zur Thür hinaus, mit dem Entschlusse, die Unglückliche zu retten, was es auch kosten möchte.

Ich hatte mich nicht geirrt. So eben wollte sie, mit einem Pack Kleider unter dem Arme, davon; doch ich ergriff sie. Mein Vater kam mir nach. Wohin? fragte ich; wohin? Geh in dein Zimmer! — Wilhelm! rief ich meinem Bedienten zu: bei Gott! ich ermorde dich, wenn du das Mädchen gehen läßest! — Das Mädchen flog in ihr Zimmer zurück; aber mein Vater hinterdrein. „Du also," fragte er, sie betrachtend, „bist das reitzen-

de, seelenvolle Geschöpf, um das dieser Mensch hier . . ." —

Ich beschwöre Sie, Vater, sagte ich, — o, ich hätte mit diesem Tone die ewige Gerechtigkeit erweichen wollen! — ich beschwöre Sie, gehen Sie mit mir auf mein Zimmer. Er drängte sich neben mir weg, auf das Mädchen zu, das zitternd sich in einen Winkel drückte. „Hier will ich bleiben, hier! Rede Mädchen!" Ich warf mich meinem Vater zu Füßen; ich that — o, was that ich nicht, seiner zu schonen! Das Mädchen bestärkte ihn noch mehr in seinem Irrthume. Sie sagte: „ich habe mich ihm nicht angeboten; er hat mich beredet, mit ihm zu leben. Lassen Sie mich gehen. Was weiß ich davon, daß er noch einen Vater hat! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben."

„Ludwig!" rief mein Vater mit Abscheu. „O Gott! Mein Sohn, dieses Weibsbild?" (Er ging, die Hände ringend, umher.) „Ist es möglich? o, ist es erhört? Dieses Weibsbild!" So rief er wechselsweise, und ich zitterte am ganzen Körper. Auf einmal rief mein Vater dem Mädchen zu: „nimm deine Habseligkeiten,

elende Kreatur, und laß dich hier nicht wieder sehen!" Das Mädchen sprang auf, raffte einige Kleider zusammen, und wollte davon. Ich war außer mir, und rief in Verzweiflung: nein! das Mädchen bleibt hier! Bei Gott, das Mädchen bleibt hier; und sollte es mein Leben kosten! — Sie wollte neben mir weg; ich hielt sie aber, und mein Vater faßte meine linke Hand. Nun riß ich mein Jagdmesser von der Seite, und rief dem Mädchen zu: in die Ecke dort! Sie flog zurück, und ich schloß die Thür ab. Es war ein gräßlicher Auftritt.

Mein Vater kreuzte die Arme über die Brust, sah mir lange mit einem niederschmetternden Blick in das Gesicht, und sagte endlich langsam, mit einem tief verachtenden Tone: „Ludwig, du bist ein elender Mensch geworden!"

Sie irren, mein Vater. Das Mädchen ist meine Geliebte nicht; das schwöre ich Ihnen.

Er lachte bitter. „Nicht? Nun, so laß sie doch gehen!"

Das allein kann ich nicht, mein Vater. Aber glauben Sie mir, dies ist nicht das Mädchen, das Sie suchen.

„Nicht?

„Nicht? . . . He! Mädchen, wie bist du zu diesem Menschen gekommen?"

Das Mädchen weinte vor Angst. Lieber Himmel, er versprach mir meinen Lebensunterhalt, wenn ich mich mit keinem Andern als mit ihm abgeben wollte.

Mein Vater sah mich wieder zerschmetternd an, und rief mit bitterem Hohne: „Lügner!"

Mein Vater! (Ich verlor mein kaltes Blut; doch faßte ich mich bald wieder.) Da steht mein Bedienter. Ich muß Sie bitten, mich auch mit dem zu konfrontiren.

Mein Vater verstand mich nicht. „Niederträchtige Menschen," sagte er bitter, „konfrontirt man wohl sogar mit Gebrandmarkten. Was hast du noch zu verlieren?"

Mein kaltes Blut und meine Liebe zu Ihnen! Sie verstehen mich nicht. Wilhelm! Erlauben Sie, mein Vater. Kennst du dies Mädchen? (Er antwortete: nein.) Kennst du ein Mädchen, mit dem ich seit zwei Jahren umgehe, und das ich mehr als mein Leben liebe? Rede!

Ach, Mamsell Luise, sagte Wilhelm furcht-

sam, als ob er sich scheuete, mich zu verrathen. Mamsell Luise, bei der wir in Heidelberg wohnen. — (Mein Vater stand mit untergeschlagenen Armen erwartend da.)

Wilhelm, sag' alles, was du von mir weißt, und was du von dieser Geschichte denkst. Mir selbst will mein Vater nicht trauen. Rede!

Ja, sagte der arme Mensch sehr furchtsam: woher Sie dieses Mädchen kennen, weiß ich nicht. Liederlich sind Sie niemals gewesen; aber verliebt in Mamsell Luisen, das sind Sie, glaub' ich, bis zum Sterben. Mit dieser da sind Sie doch wohl erst seit vierzehn Tagen bekannt, da Sie hier eingezogen sind. Mehr weiß ich nicht.

Ich sah meinen Vater an, der die Stirn gerunzelt hatte. Mein Brief an Sie, Vater, ist gerade so alt, wie meine Bekanntschaft mit diesem Mädchen, und ich schrieb Ihnen von einer langen Liebe zu einem vortrefflichen weiblichen Geschöpfe. — Er runzelte die Stirn noch mehr, und fragte: „aber, was hast du mit dieser Person?"

Mein Vater, erlauben Sie Ihrem Sohne

nur Ein Geheimniß. Ich darf es Ihnen nicht sagen.

„So laß sie gehen. Ludwig, laß sie gehen, und komm mit mir nach Hause; denn aus deiner Heirath wird nichts. Ludwig, was soll ich von dir glauben?"

Vater, keine menschliche Macht wird mich von diesem Mädchen trennen, so wenig wie irgend eine Macht meine Heirath mit Luisen hindern kann.

„Das wird sich finden!" sagte mein Vater spöttisch. „Laß mich mit dem Mädchen allein; ich befehle es dir."

Nein, mein Vater; bei diesem Mädchen lass' ich keinen Menschen allein, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rollt. Das Mädchen steht unter meinem Schutze.

Mein Vater sah mich mit Verwunderung an. „Nun wohl! du magst gegenwärtig bleiben. Rede, Mädchen: wer bist du?" — Nicht wahr, lieber Winter, ich durfte sie nicht antworten lassen? Ich sprang vor sie hin, hielt ihr mein Jagdmesser vor das Gesicht, und rief: ein Wort;

und du bist des Todes! Das Mädchen schrie. Sie sehen, mein Vater — (ich warf mich ihm zu Füßen) — Sie sehen, es ist hier alles fürchterlich. Ich bitte Sie, machen Sie mich nicht zum Mörder. Fragen Sie nicht wieder, mein Vater. Gehen Sie; in zwei Stunden bin ich bei Ihnen.

„Nicht ohne dich," sagte mein Vater betroffen; „nicht ohne dich. Ich will doch sehen, ob mein Sohn mir etwa den Weg mit dem Dolche zeigen wird!"

Um Gottes willen! Lassen Sie mich doch fort! rief das Mädchen dazwischen.

Mein Wilhelm weinte. Er warf sich vor meinem Vater auf die Kniee. Herr Geheimerath, sagte er; lassen Sie es doch gut seyn! (Er streckte seine Arme nach mir aus.) Ach, liebster Herr Brüder, folgen Sie . . .

In diesem Augenblicke rief das Mädchen: großer Gott! das ist mein Vater!

Ich warf mich mit einem Schrei an meines Vaters Brust. Er fragte erschrocken: „was ist denn?" — Aber das Mädchen einige Au-

genblicke angesehen hatte: „Wie? ich dein Vater? Wie heißt du?"

Ich erwartete die Antwort nicht, und stürzte zur Thür hinaus. Wilhelm, der noch immer nicht weiß, was vorgegangen ist, folgte mir. Ich ging die Straße ängstlich auf und nieder. Nach einer Stunde kam Wilhelm, und bestellte mir von meinem Vater, daß er heute in meinem Zimmer bleiben wollte; ich möchte in den Gasthof gehen. Ihrem Herrn Vater standen Thränen in den Augen, setzte Wilhelm hinzu. Was ist denn vorgefallen? — Ich ging in den Gasthof, und habe nun die ganze Nacht hindurch geschrieben. Es ist bald Morgen. Ich zittre vor dem Tageslichte, wie vor der allgemeinen Zerstörung. Schrecklich, schrecklich!

Mannheim.

Mein Vater ist einen Augenblick bei mir gewesen. O Freund, wie ehrwürdig macht die Reue! Er blickte, als er in das Zimmer trat, zu Boden, blieb an der Thür stehen, und sagte

dann sanft und bewegt: „Ludwig!" Ich warf mich an seine Brust. Er umfaßte mich schweigend, ohne mich anzusehen, und es rollten Thränen über seine ehrwürdigen Wangen. Das war mir zu viel. Ich warf mich ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benetzte sie mit Thränen, und sagte: o mein theurer, ehrwürdiger Vater!

Er hob in tiefer Rührung seine Augen gen Himmel, und richtete sie dann zärtlich auf mich. „Ich bin," sagte er, „für den Leichtsinn meiner Jugend bestraft. Ludwig, nütze die reuenden Thränen deines Vaters, welche die Vorsehung dich sehen ließ. Ich bin," — das sagte er schluchzend; und ich beugte mein Gesicht noch tiefer — „ich bin hart, sehr hart bestraft! O Himmel! so hart, daß mein Sohn zu meinen Füßen liegt, um mich nicht zu beschämen." Sie können sich keinen Begriff von meiner Empfindung machen. Ich umfaßte seine Kniee, drückte sie an meinen Mund, und weinte laut.

„Ich bitte dich, mein Sohn, — ach, befehlen darf ich nicht mehr! — ich bitte dich: erwarte mich hier. Erst will ich meine unglück-

liche Tochter retten. Morgen bin ich wieder bei dir." Mein Herz schwamm in Thränen. Er ging; und, wie Wilhelm mir sagt, ist er mit seiner Tochter abgereist.

Ich bin auf der Folter; denn kann ich ihm jetzt ein Wort von Luisen sagen? O Gott!

Mein theuerster Freund, ich setze diesen Brief in Heidelberg fort. O, was hab' ich Ihnen zu sagen! — Mein Vater kam am folgenden Tage, spät, zurück, wie er es mir gesagt hatte. Ich wollte ihn sprechen; aber einzelne Seufzer, halbe Worte waren alles, was ich aus ihm bringen konnte. Er legte oft die Hand auf sein Herz, als ob er da Schmerzen fühlte. Endlich sagte er: „morgen mehr, mein Sohn!" und ich ging.

Ich hörte noch, daß er Postpferde für den folgenden Morgen bestellte, und ließ es geschehen. O, mit seinen Thränen hätte er mir das Versprechen ablocken können, nicht mehr an Luisen zu denken. Ich schrieb an Luisen, und versprach ihr, bald zurückzukommen.

Am folgenden Morgen trat mein Vater zu mir in das Zimmer, und sagte sanft, ohne allen Vorwurf: „nun Ludwig; die eine neue Tochter kenne ich. Wir wollen nach Heidelberg; ich muß auch die zweite, deine künftige Frau, kennen lernen. Laß uns eilen!"

Das hatte ich nicht erwartet. O, sagte ich mit freudiger Rührung: Sie geben mir Ihren Segen?

„Den Segen, den ich habe, mein Sohn," antwortete er betrübt. „Zwar kam ich mit dem Entschlusse hieher, deine Heirath zu hindern: aber ich habe die eine Tochter aufnehmen müssen; und die andre, die du mir geben willst, wird ja mein Herz nicht noch einmal zerschmettern. Eines Bauern Tochter, wie du schreibst. Noch vor einigen Tagen zitterte ich vor diesen Worten. Gott im Himmel! wenn die andre eines Bauern Tochter und noch unschuldig wäre — knieend, ehrerbietig, wollt' ich sie gesegnet haben. O mein Kind, mein Kind!" rief er jammernd; „mußtest du die Verführung deiner Mutter so hart an mir bestrafen!" Er ging wieder in sein Zimmer.

Mein Herz war zerrissen; ich konnte mich nicht einmal freuen, daß Luise nun mein war, konnte an nichts denken. Wir setzten uns schweigend in den Wagen. Mein Vater lehnte sich in die Ecke, und verschloß die Augen. Ich mochte seinen Schmerz nicht stören, und schwieg, bald mit Entzücken, bald mit tiefem Leiden in meiner Seele. In der Stadt mußte ich den Wagen halten lassen, weil auf dem schmalen Fahrwege am Neckar keiner umwenden kann. „Nun führe mich, lieber Sohn," sagte mein Vater schmerzhaft lächelnd. Ich faßte zitternd seine Hand. „Zittre nicht, mein Sohn," sagte er; „seit vorgestern kann mir nur noch Glück in der Welt begegnen."

Wir kamen vor die Hütte, in der ich wohne; er schüttelte schweigend den Kopf, und ging langsam, ängstlich, die Treppe hinauf. Als ich die Thür öffnete, flog Luise mir entgegen, und rief: o, mein Geliebter! — Luise, sagte ich: hier bring' ich dir . . .

„Das ist sie?" rief mein Vater, und trat über die Schwelle; „das? Mamsell Edel?"

Jetzt erst fiel mir ein, daß mein Vater Luisen schon kannte. — Der Nahme war erdichtet, mein Vater, sagte ich. Sie ist wirklich die Tochter eines Landmanns! — „O,“ erwiederte er; „laß ihren Vater gewesen seyn, was er will. Ich kenne einen Vater; der hat auch eine Tochter, die . . .“ — Er brach ab. „Mein Kind, meine geliebte Tochter!“ rief er, und drückte Luisen an sein Herz. Sie wollte vor ihm niederknieen; er hob sie aber immer wieder auf. „O bleib, meine Tochter! bleib an meinem Herzen liegen! Ueberströme meine Brust mit deinen Thränen; sie thun mir wohl. Ich danke Gott, mein Kind, daß ich eine Tochter habe, die Gefühl für Thränen hat.“ (Er drückte sie immer wieder und fester an sich.) „Bleib! Dich kann ich mit Freudenthränen an mein Herz drücken.“ Der Auftritt war für Beide zu erschütternd. Luise verlor die Farbe, und wollte sich halten, vermochte es aber nicht. Sie sah mich an; ihr Auge erlosch, und sie hing ohnmächtig in meines Vaters Armen.

Ich lehnte sie in einen Stuhl. Er umfaßte

mich, legte seine Hand auf mein Haupt, küßte Luisens blasse Lippen, und sagte mit feierlichem Tone: „jetzt segne ich." Luise erholte sich wieder. Als endlich der erste Sturm der gewaltsamen Leidenschaft beruhigt war, wurde die Freude, das Entzücken feiner, zarter und rührender. O, Sie glauben nicht, welche Stunden das waren!

Jetzt geht Luise immer mit meinem Vater. Er umarmt sie, und weinet Freudenthränen. Ich bin beinahe vergessen, von Beiden vergessen. Jetzt muß sie ihm ihre Geschichte mit mir erzählen; er horcht, er lächelt, und umarmt sie aufs neue. Dann muß sie ihm vorspielen, vorsingen, vorlesen. „Mein Sohn," sagte er gestern Abend; „du gabst mir zwei Töchter. Die eine ist so edel, so gut, so gebildet; und die andre . . ." — Ich lasse den Gedanken nicht bei ihm aufkommen.

Luisens Mutter ist hier, und nun haben wir einen neuen Tag der Freude. „O," sagte er, als er die Mutter an dem Herzen der Tochter weinen und beten sah: „o, ich Unglücklicher! ich durfte nicht beten!"

Wie Sie sehen, schreibe ich in Absätzen. Ich kann der Freude nur Augenblicke stehlen. Heute wurde Luise meine Frau. Meine Schwester ist Braut. Mein Vater hat seine Stelle niedergelegt, und mir Walldorf abgetreten. „Ich will,“ sagte er mir, „die Tage, die ich noch zu leben habe, meiner unglücklichen — ach, durch mich unglücklichen! — Tochter widmen. Möge Gott es mir gelingen lassen, mit meinen Thränen Gefühl in ihr Herz zu weinen! Und gelingt mir das, mein Ludwig, weint die Unglückliche die erste Thräne: so bring' ich sie dir nach Walldorf, und sterbe getröstet. Deine unschuldige Luise mag sie dann weiter bilden.“

Morgen gehen wir ab. Meinen guten Schwager Hannes nehme ich mit nach Walldorf. Ich Glücklicher! ich reise erst mit meinem Vater, dann über Kassel. O, werden Sie sagen, wenn Sie Luisen sehen: du glücklicher Mensch! Adieu.

Nachschrift.

Diese Begebenheit ist wörtlich wahr, bis auf die Form, worin sie erzählt ist. Mein Freund gab sie mir nach dem Tode seines Vaters, den der Gram über seine unglückliche Tochter früh in das Grab brachte. Die Unglückliche erhielt zwar ihr Gefühl wieder; aber erst in der Todesstunde ihres Vaters, die ihr Herz gewaltig erschütterte. „O!“ sagte der Vater auf seinem Sterbebette: „könnten doch alle Jünglinge meine Begebenheit wissen!“ — „Und alle Mädchen die meinige!“ setzte Luise hinzu; „denn es waren nur Zufälle, durch die ich glücklicher wurde, als die Mutter seiner unglücklichen Tochter!“ — Und deine reine Unschuld, meine geliebte Luise! sagte mein Freund. — Aber erfahren, dachte er, soll die Welt diese Begebenheit. Vielleicht wird ein Mädchen oder ein Jüngling dadurch gerettet; und dann sind die Thränen meines Vaters nicht unnütz geweint.

Er theilte mir seine und Luisens Begebenheit mit. Was Gutes an diesen Briefen ist,

verdanke ich seinen Erzählungen, und den Thränen seiner Gattin, die mich begeisterten. Ganz schlecht können sie wohl nicht seyn; denn ich schrieb mehr nach, als ich erfand.

XII.

Die Versöhnung.

Eine wahre Familienscene.

Die Versöhnung.

Der Henker hole die Güte, die Ihr Tugend nennt! rief Herr Brandt, und stieß seinen Stock auf den Boden. Denn könnte Schurkerei und Bosheit mehr Böses stiften, als deine Güte? Nimm mir das nicht übel, lieber Bruder; es ist die Wahrheit. Und mach mir das Armen-Sünder-Gesicht nicht; denn ich höre doch nicht auf. In den Adern deiner Tochter fließt mein Blut, oder, wenn das auch nicht, doch Menschenblut; und so darf ich nicht schweigen. O, ich bitte dich, sey still! Was du sagen kannst, weiß ich schon. Du bist eine herzensgute Seele, kannst deiner Frau nicht durch den Sinn fahren, und ...

„Meine Frau, lieber Bruder ...“

Recht; ist auch gut. Sie gehört nicht zu den besten und nicht zu den schlimmsten ihres Geschlechtes. Sie ist gutmüthig, wohlthätig,

mitleidig; aber, was sie seyn soll, eine gute Mutter, das ist sie nicht. Sie verzärtelt, verschmeichelt Marien, und wird sie verderben.

„Marie ist unser einziges Kind!“

Desto schlimmer! Um so weher muß es dir thun, daß dein einziges Kind verdorben wird. Ich weiß, daß du es fühlst. Du hast gewarnt, gerathen, gebeten; aber nicht gethan, was recht war, deine våterliche Gewalt nicht gebraucht ... —

„Aber, lieber Bruder ...“

Ich weiß, ich weiß, du hast Entschuldigungen. Du hast im Anfange deiner Frau zu viel nachgesehen, als ihre Thorheiten noch keine üblen Folgen haben konnten, als sie noch mit Gelde abzumachen waren. Jetzt ist deine Frau an dein Schweigen zu Allem, was sie thut, gewöhnt, und weint, mault, klagt über Tyrannei, wenn du einmal losbrichst. Du hast nicht Stårke genug, ihr das jetzt zu verweigern, worauf sie durch Verjährung ein Recht zu haben glaubt. Allein deine Tochter wird unglücklich, weil du den Muth nicht hast, ein Mann zu seyn; und das ist Unrecht, großes Unrecht.

„Ich thue, was ich kann."

Das ist nicht wahr, lieber Bruder; du könntest mehr thun. Zwar arbeitest du der Erziehung deiner Frau entgegen; dadurch thust du aber nichts weiter, als daß du Marien am Ende zweideutig machst. Deine Frau stattet sie mit allen Thorheiten der Pandora aus. Das geht ja in Einem fort: „Marie, wie schön bist du! Kind, laß das; es verdirbt die Haut! Man wird dich heute recht beneiden; du hast den ersten Auffsatz à la, und so weiter." Was Wunder, wenn das Mädchen eitel, eigensinnig, voll Launen, und empfindlich wird, den Putz mehr als die Tugend liebt, und träge zu aller Arbeit ist, unwissend in allem Nützlichen, herrisch gegen alle Menschen und gegen ihre Mutter am meisten! Kannst du das läugnen, lieber Bruder?

„Aber kannst du denn darauf schwören, lieber Bruder, daß nicht eins von dei en beiden Kindern mißrathen wird? He! kannst du das?"

Herr Brandt sah seinen Bruder mit gerunzelter Stirne an. — Kam diese Frage aus deinem Herzen, Bruder? . . . Es ist grausam,

einen Vater daran zu erinnern, daß eins seiner Kinder unglücklich werden kann.

„Siehst du? Und bist du nicht jedes Mal so grausam, wenn wir einander sehen?"

Das ist ein Andres. Ich thue, was ich soll und kann. Daß Gott über mir ist, weiß ich; daß Zufälle, daß Versuchungen den Charakter meiner Kinder, trotz der besten Erziehung, verderben können: leider! leider! weiß ich auch das. Aber schlägt mein Kind nicht ein, so kann ich getrost meinen Blick in die Wolken heben, und, was noch mehr sagen will, getrost meinen Blick auf mein unglückliches Kind werfen; denn ich bin schuldlos. Allein wird Marie unglücklich, wohin kannst du deine Blicke mit getrostem Muthe schlagen? Antworte einmal, lieber Bruder! Wohin? Nicht zum Himmel, nicht auf die Erde! He! hast du verstanden?

„O, lieber Bruder!" sagte der Rath Brandt gerührt.

Hab' ich dein Herz getroffen? Nun das gebe Gott! ob mir gleich die Augen dabei naß werden; denn ich habe dich lieb, sehr lieb. Aber

Wahrheit zuerst, dann Liebe! Du thust Unrecht vor Gott und Menschen; du machst dein eigenes Kind unglücklich. Und nun adieu!

Herr Brandt hatte nicht Unrecht; auch fühlte sein Bruder das sehr tief. Er wollte von diesem Tage an durchgreifen; doch die nassen Augen seiner Frau, und die trüben Blicke seiner Tochter brachen seinen Vorsatz. So schwieg er denn, und sein Bruder wurde seiner Familie immer verhaßter.

Der Bruder war ein seltsamer Mann. Seine Freunde nannten ih..: das Muster einer unerschütterlichen Redlichkeit; seine Feinde: einen hochmüthigen Narren, dem es keiner recht machen könne. Er hatte ein Amt gehabt, und es niedergelegt, weil man Mißbräuche nicht abstellen wollte, die er rügte. Bald bekam er ein andres, weil selbst seine Feinde gestanden, daß er sehr brauchbar sey. Er sagte dem Präsidenten unangenehme Wahrheiten, wurde gedrückt, und dankte ab. Nun pachtete er, und kam in den besten Kornjahren nicht zurecht, weil er, als jeder Pächter sein Korn aufschüttete, den Armen zu wohlfeilen Preisen verkaufte. Er

zankte sich mit der halben Welt für unschuldig Unterdrückte, die ihn nichts angingen; er meldete jede Ungerechtigkeit nach Hofe, und machte sich dadurch Feinde; er disputirte in jeder Gesellschaft mit unerträglichem Ernste. Wo er hin kam, wagte man es nicht, von irgend Jemand zu sprechen; denn Herr Brandt würde sogar den Teufel vertheidigt haben, wenn man ihm Unrecht gethan hätte. Niemand hatte die Menschen so lieb, wie Herr Brandt: er hätte sein letztes Stück Brot mit einem Armen getheilt, und sein Auge hielt immer eine mitleidige Thräne für jeden Kummer in Bereitschaft; und doch wurde niemand von den Menschen so gehaßt, wie eben Herr Brandt.

Er lebte jetzt unabhängig auf dem Lande von einem kleinen Vermögen. Zu seinem Bruder kam er selten; und wenn er ja einmal kam, so zankte er mit dem ganzen Hause: mit seinem Bruder, mit der Schwägerin, mit Marien. Der Rath schwieg aus Furcht, oder aus Gefühl seines Unrechts; die Räthin beantwortete seine Vorwürfe mit Thränen; die kleine Marie lief gewöhnlich davon, und schalt durch das

ganze Haus auf den tollen Oheim, der nichts als zanken könne. So sehr ihn Marie haßte, so war er doch der Einzige, den sie fürchtete; denn er behandelte sie immer wie ein Kind, und, wie ein verzogenes Kind, mit fürchterlichem Ernste. Er nannte sie Du, und befahl ihr ohne Umstände.

Einmal wagte es Marie, doch nur mit stokkender, ungewisser Stimme, zu fragen: was haben Sie mir denn zu befehlen? — Das will ich dir sagen, antwortete er ernst. Komm her! Komm her, sag' ich! — Marie kam. — Sieh, Püppchen, wenn dein Vater heute oder morgen stirbt, so bin ich dein Vater; und auf den Fall ist es gut, wenn du gehorchen kannst. — So verhüte denn Gott, daß ihr Vater stirbt! sagte die Räthin; und Marie betete diesen Tag recht andächtig zu Gott, ihren Vater leben zu lassen.

Marie war vierzehn Jahr alt, da ihr Vater wirklich starb. Es schien, als ob ihm der Tod seine ganze Mannesstärke zurückgäbe. Er befahl in seinem Testamente ausdrücklich, daß Marie nach seinem Tode zu seinem Bruder solle,

um von ihm erzogen zu werden. Auch machte er Marien und sein großes Vermögen gänzlich von der Willkühr seines Bruders abhängig. Er fügte die Gründe seines Befehls hinzu, und ließ diesen Punkt noch vor seinem Tode von seiner Frau, die zu schwach war, dem Sterbenden etwas abzuschlagen, sogar schriftlich bewilligen.

Vier Wochen nach seinem Tode mußte Marie, trotz ihrem und ihrer Mutter Sträuben, zu dem bösen Oheim. Die Wittwe hatte alle Mittel versucht, diesen Punkt des Testamentes umzustoßen; Herr Brandt drang aber mit dem größten Eifer auf die Erfüllung des Testaments, und siegte. Marie mußte abreisen. Die Verzweiflung stieg mit ihr in den Wagen; allein bald schöpfte sie gerade aus ihrer Verzweiflung den Muth, allen Unternehmungen ihres Oheims eine stille Beharrlichkeit entgegen zu setzen.

Der Wagen brachte sie endlich vor ein kleines Häuschen, das am Ende eines Dorfes nicht weit von einem kleinen Birkenwäldchen ganz angenehm lag. Der Onkel empfing sie freundlich genug. „Das ist deine Tante, und das

deine Cousine!" sagte er, und zeigte auf seine schon etwas ältliche Frau, und auf seine Tochter, ein junges Mädchen von Mariens Alter, die an der Thüre standen.

Marie trat mit finstern, niedergeschlagenen Blicken aus dem Wagen, und beantwortete den freundlichen Empfang ihrer Tante, und die Liebkosungen ihrer Cousine mit einer stummen Verbeugung, zusammengedrückten Lippen und vor sich hin sehenden Augen. Man ging hinein, und Marie setzte sich. Der Abend verfloß leidlich. Um zehn Uhr nahm die Cousine Henriette das Licht. Der Oheim sagte: „du schläfst bei Jetten, Marie." Marie zog sich mit Henriettens Hülfe aus, ging zu Bett, ohne mehr als „Ja!" und „Nein!" auf Henriettens freundliche Fragen zu antworten, und schlief ein.

Am folgenden Morgen, als Marie erwachte, war niemand da, der ihr beim Ankleiden half. Endlich kam eine Magd; und Marie bat sie, ihr zu helfen. Die Magd that es, so gut sie es verstand, konnte aber nicht damit zurecht kommen. Marie wurde ungeduldig, und die Magd ließ sie stehen. Jene befahl; diese lachte

und wollte fort. Marie drohete erbittert, zu schlagen; die Magd wendete sich zu ihr, und sagte ganz kalt: untersteh dich das ja nicht, kleines Mädchen, oder ich werde dir zeigen, daß auch ich Hände am Leibe habe! Der kalte Ton setzte Marien in Furcht, und sie fing an vor sich zu weinen. Henriette kam endlich, und erbot sich, ihr zu helfen; aber Marie verlangte eine Magd zum Ankleiden, und drohete, nicht eher herunter zu kommen, als bis man ihr eine geschickt hätte. Henriette lächelte, schüttelte den Kopf, als ob sie Marien nicht begreifen könnte, und verließ endlich das Zimmer. Niemand kam mehr zu ihr hinauf. Sie hörte endlich unten zu Tische rufen, und glaubte, man würde nach ihr fragen; es fragte aber niemand. So ging sie denn verdrießlich und gedemüthigt hinunter, und wurde noch verdrießlicher, als niemand sich um sie bekümmerte.

Nach Tische kündigte der Oheim Marien die sehr einfachen Regeln seines Hauses an: Arbeit und Vergnügen. Sie machte mit einem finstern Blick Einwendungen gegen die Arbeit; ihr Oheim meinte aber, wer nicht arbeite, sey

auch des Vergnügens nicht werth. Er gebrauchte allerlei kleine Listen, sie zum Arbeiten zu bewegen; allein sie war eben so fein wie der Alte, und beharrlicher als er: sie arbeitete nicht. „Hm!" sagte er lächelnd: „du bist listiger als ich, Marie! . . . Aber, warum willst du denn nicht arbeiten?" — Weil ich es nicht nöthig habe; weil ich reich bin.

Der Oheim runzelte die Stirn. „So fühle die Strafe des Müßigganges!" Er nahm Marien bei der Hand, und führte sie auf das beste Zimmer im Hause. „Hier, dies Zimmer ist dein, Marie: das beste im Hause, weil du reicher bist, als wir Alle. Sieh, dort ist der Garten. Geh spazieren, wann du willst; thu, was dir einfällt: du wirst sehen, daß der Müßiggang ein Uebel ist."

Marie setzte sich, sobald sie allein war, mit einer triumphirenden Miene auf den Sofa, der in dem Zimmer stand, und betrachtete sich als Siegerin. Man gab ihr alle ihre Kleider, ihren ganzen Putz, den man ihr Anfangs genommen hatte. Ihr Triumph stieg, und der Vormittag verschwand ihr wie ein Augenblick. Mit-

tags brachte ihr eine Magd das Essen: eine Schüssel mehr als gewöhnlich. Marie aß, ging dann hinunter in den Garten, schlich auf ihr Zimmer zurück, besah ihre Kleider, aß Abends, und legte sich endlich ermüdet in ein sehr weiches Bett. Am folgenden Morgen kam Kaffee, anstatt des gewöhnlichen Frühstücks, das aus Milch und Wasser bestand. Marie befürchtete eine List hinter ihrem Glücke; doch nichts weniger. Nur Eine Unannehmlichkeit störte ihr Vergnügen. Sie sah Henrietten im Garten, und ging zu ihr hinunter. Aber diese verließ nun den Garten sogleich, und sagte ihr heimlich: ich darf nicht mit dir umgehen; mein Vater meint, auch ich könnte mir den Müßiggang angewöhnen, und ich bin nicht reich.

So verliefen einige Tage. Marie aß gut, und kleidete sich schön, sprach aber niemanden, weil jeder ihr, wenn sie ihn anredete, zur Antwort gab: ich habe zu thun. Ihr Zustand wurde mit jedem Augenblicke lästiger, und zuletzt unerträglich; sie ging, so fest sie auch entschlossen gewesen war, es nicht zu thun, zu ihrem Oheim hinunter. Er saß und schrieb; seine

Tochter stickte. „Was willst du?" fragte der Oheim; „arbeiten? Sonst störst du uns!" Und nun schrieb er fort, ohne weiter auf sie zu achten. Marie schwieg zweifelhaft, setzte sich zu Henrietten, und that leise eine Frage; diese antwortete ihr aber nicht, und zeigte mit Winken auf den Vater.

Sie sah Henrietten bei ihrer Arbeit zu. Henriette bot ihr die Nadel, und flisterte leise: thu nur so, als ob du sticktest; dann darf ich hernach mit dir in den Garten gehen. Marie that unter Henriettens Anweisung einige Stiche, und blieb, als die Mutter dazu kam, eine Stunde lang am Nährahm. Sie fand in der Arbeit sogar einen Zeitvertreib, den sie nicht erwartet hatte, und dann in einem kleinen häuslichen Vergnügen, das ihr Oheim sehr natürlich anstellte, eine Freude, die verdient und daher desto schmackhafter war.

So lehrte nach und nach die lange Weile Marien die Arbeit süß finden; so lernte sie endlich, daß Arbeit eine Pflicht des Menschen ist: und wer hätte je die Erfüllung einer Pflicht nicht belohnend gefunden? Wo sie nur war,

im Garten, im Hause, mußte sie mit arbeiten, um an den Vergnügungen der Familie Theil zu nehmen; und gerade diese Vergnügungen heilten sie von ihrer Eitelkeit. Henriette sprang durch Büsche und Hecken dahin; Marie wurde durch ihren Flor, ihre Kleidung gehindert, ihr zu folgen, und blieb allein. Wenn sie Henrietten darüber Vorwürfe machte, so antwortete diese: „warum trägst du auch die albernen Kleider, die an jedem Zweige hangen bleiben!" Marie verlangte zuletzt von selbst nach eben so einfachen Kleidern, wie Henriette sie trug.

So kehrte die verwöhnte Marie nach und nach zur Natur, zur Arbeit und zur Güte zurück. Ihre Belohnung dafür war die Liebe, die zärtliche Achtung ihrer Anverwandten, und der Unterricht des redlichen, weisen Alten in der Geschichte und der Naturwissenschaft. Zwar stieg von Zeit zu Zeit wohl einmal die Eitelkeit wieder bei ihr auf; da sie aber hier weiter nichts loben hörte als Güte, Erfüllung der Pflichten, und Vernunft; da Gesundheit höher geachtet wurde als Schönheit, Arbeit höher als Reichthum: so hatte ihre Eitelkeit keine Nah-

rung mehr. Sie rümpfte wohl einmal die Nase, wenn der Oheim ihr und seiner Tochter ein gutes, sittsames, fleißiges Bauermädchen zum Muster empfahl; allein nach und nach fand sie, daß er doch nicht so unrecht hatte, und das Naserümpfen unterblieb. Ihrer Mutter, die sie jetzt einmal besuchte, sagte sie: ich hätte mir nimmermehr vorgestellt, daß man den Onkel so lieb haben könnte.

Im achtzehnten Jahre war Marie das liebenswürdigste Mädchen der ganzen Gegend. Sie hatte von Natur vielen Geist und viele Güte, und ihr Eigensinn wurde unter der Bildung ihres redlichen Oheims die Grundlage eines festen und schönen Charakters. Jetzt war sie sein Stolz, der einzige Trost seines Alters. Der Tod hatte ihm Henrietten entrissen, und ein unglückliches Schicksal schien ihm auch die Vaterfreude an seinem Sohne rauben zu wollen. Oft wenn er in tiefen Gram versenkt da saß, trat Marie zu ihm, faßte seine Hand, und sagte mit zärtlicher Stimme: bin ich nicht Ihre Tochter, lieber Vater? Haben Sie nur Geduld! ich will Ihnen Henriettens Tugenden und Liebe ersetzen.

„Liebes Mädchen,“ sagte der Greis bitter lächelnd; „das ist mein Gram nicht. Ich habe keine Tochter verloren; denn du bist ja noch mein!“ Und sogleich versank er wieder unter dem Kummer, der auf seinem Herzen lag. Er hatte, noch ehe Marie zu ihm kam, seinen Sohn auf eine Schule in einer großen Stadt gegeben, und ihn dann mit den freudigsten Hoffnungen auf eine Universität gebracht. „Ich muß dich nun verlassen, mein Sohn,“ sagte der Alte da, mit zärtlicher Besorgniß. „Du kannst dein Vermögen, deine Freunde, selbst deine Ehre verlieren: denn du bist ein Mensch; aber, Sohn, ich bitte dich, verliere dich selbst nicht! So lange du dich des Glückes werth glauben darfst, bist du nicht unglücklich. Darum bitte ich dich: bleib tugendhaft, mein Sohn!“ Der Jüngling versprach es dem segnenden Vater mit jugendlichem Muthe; er hielt aber nicht Wort, weil die unselige Leidenschaft des Spiels ihn beherrschte.

Sein Vater, der es erfuhr, schrieb ihm die zärtlichsten Briefe, zeigte ihm den Abgrund, auf den er zutaumelte, und sagte ihm die Mit-

tel,

tel, wie er nach und nach Herr seiner verführerischen Leidenschaft werden könnte. Der Sohn versprach dem Vater, keine Karte, keinen Würfel mehr anzurühren; aber seine Leidenschaft riß ihn dennoch fort. Er spielte heimlich, und machte Schulden. Der Vater wurde bleich, als er den Brief las, der ihm diese Nachricht gab. Er legte ihn still vor sich hin, und suchte sich zu fassen, um der Mutter den Schmerz zu ersparen; aber auch diese las den Brief, und ihr Auge benetzte sich. „O Luise, Luise!" sagte er tief bewegt zu seiner Gattin: „wir haben sehr unrecht gethan, eine Thräne um Henrietten zu weinen; sie gehörten alle unserm unglücklichen Sohne. Er spielte, und betrübte mich dadurch; indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte. Jetzt spielt er heimlich; nun ist e[r] ein Heuchler, und auf immer verloren. Mein Sohn ein Heuchler! Großer Gott! ein Heuchler! So bist du mir denn allein von meinen Kindern übrig, Marie!" Er streckte bei diesen Worten die Arme nach ihr aus, und sie sank still weinend an seine Brust. „Siehst du, Marie," fuhr der Alte

mit einem Tone fort, aus welchem eben so viel Kummer als Freude sprach — „siehst du, wie schon jetzt deine Tugend belohnt wird? Du bist der einzige Trost, die einzige noch übrige Freude eines wahrlich redlichen Mannes. Ohne dich, Marie, hätte ich jetzt keine andere Hoffnung als das Grab."

Bei diesen Worten fühlte Marie das hohe Glück der Tugend. Fast außer sich, schlang sie ihre Arme um ihren zweiten Vater, und stammelte einzelne Worte ohne Zusammenhang. In diesem Augenblicke durchdrang die Tugend ihr innerstes Wesen. Sie verließ das Zimmer, und ging in großer Bewegung den Garten ein Paar Male auf und nieder. Ihre Seele hob sich immer höher in dem Gedanken, die Freude, das Glück eines Menschen zu seyn; sie fühlte den Lohn der Tugend, und wurde eben dadurch muthiger, ihn in noch höherem Grade zu verdienen. In ihrer Seele schwammen Vorsätze, noch nicht ausgebildete Plane, dem redlichen Alten zu vergelten, was er an ihr gethan hatte. So kam sie in eine Laube, und ihr fiel wieder ein, was der Vater kurz vorher sagte: „er spielte;

indeß es war eine Leidenschaft, welche von einer andern verdrängt werden konnte." Diese Worte brachten Licht in ihre Plane. „Eine bessere Leidenschaft, die Liebe zu mir," dachte sie mit leuchtenden Augen, „soll die Leidenschaft des Spiels bei ihm verdrängen! . . . Aber wenn er dich unglücklich machte?" fiel ihr dann ein. „Und wenn auch!" — sagte sie, stand auf, und legte, wie zum Schwur, die Hand auf ihr Herz: „kann ich ihn auch nicht lieben, ich will ihn dennoch retten!"

Sie ging wieder zu dem Alten hinein, und leitete ihn auf den Gedanken, seinen Sohn zurückkommen zu lassen. „Wird er nicht," sagte sie voll Zutrauens, „hier, in dem Aufenthalte des Glückes, der Unschuld und der Tugend, das elende Spiel vergessen, zu dem ihn vielleicht nur lange Weile hinzog?" Der Vater sann einen Augenblick nach, und sagte dann: ich will das letzte Mittel wagen. Er schrieb seinem Sohne, daß er zurückkommen sollte, und bezahlte seine Schulden.

Man kann leicht denken, wie begierig Marie war, den jungen Mann zu sehen, den sie

schon jetzt als ihren Geliebten betrachtete. Endlich kam er. Marie erröthete und zitterte, als er die Thür öffnete. Sie konnte ihr Auge nicht zu ihm erheben, und sah nichts von dem Wiedersehen des Vaters und des Sohnes, so fest sie sich auch vorgenommen hatte, genau darauf zu merken. Nach einigen Minuten ging der Vater hinaus, und Marie folgte ihm. Er faßte sie in seine Arme, ohne ein Wort zu sagen, und schien innig betrübt.

Ich hoffe das Beste, lieber Vater, sagte Marie lächelnd. — „Ich nicht, Kind!" antwortete der Alte still. „Er sah meinen Gram, und suchte bloß seine Ausschweifungen zu bemänteln. Das konnte er thun, wenn ich zornig war; aber mein stiller Gram hätte sein Herz zerschmettern müssen, nicht verlarven! . . . Laß das, Marie!"

Marie schlich behutsam um Wilhelm her, und nach einigen Tagen wurde ihr Verhältniß mit ihm vertrauter. Er war ein schöner Mann, bis auf ein Paar Züge, die in gewissen Stunden sein Gesicht entstellten, und die sein Vater „die Spielnarben" nannte. Wilhelm wurde bei-

terer, da sein Vater ihm gar keine Vorwürfe machte. Marie trug unbemerkt viel zu diesem besseren Verhältnisse zwischen dem Vater und dem Sohne bei, und ihr Entschluß, sich Wilhelms Liebe zu erwerben, wurde immer fester, je mehr sie sah, daß er nicht alles Gefühl verloren hatte.

Eines Tages fragte Wilhelm bei Tische, als ob er die Bemerkung erst jetzt machte: „Vater, wie geht das zu? Sie haben Sich den Wein abgewöhnt, und rechneten ihn doch sonst unter die Freuden ihres Alters!"

Der Vater sah ihn zärtlich an, und sagte: ich habe mir ihn abgewöhnt!

„Ich will nicht hoffen, daß Ihre Gesundheit . . ."

Der Vater lächelte. Laß das, Wilhelm; laß das! Ich will es dir sagen, wenn du einmal recht kindlich an meiner Brust liegst.

Wilhelm ward betreten, stand auf, und umarmte seinen Vater zärtlich. „Vater, ich liege jetzt voll kindlicher Liebe an Ihrer Brust."

Gut, mein Sohn! Ich muß mir den Wein versagen, weil ich Schulden zu bezahlen hatte.

Alle Gesichtszüge des Sohnes änderten sich bei diesen Worten. Er ließ seinen Vater los, schlug sich vor die Stirn, und ging mit wilder Heftigkeit aus dem Zimmer. Alles schwieg; die Freude war gestört. Der Vater mahlte Buchstaben auf seinen Teller; die Mutter wischte eine Thräne aus ihrem Auge. Marie stand sanft weinend auf, und ging in den Garten. Hier hörte sie Wilhelmen schon von weitem heftig mit sich reden. Er sah sie, und blickte sie wild an. Nicht wahr, sagte er bitter, ich bin ein Elender? Marie ergriff seine Hand. „Beruhigen Sie Sich, Vetter, und sehen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist. Sie waren leichtsinnig; Sie werden es nicht wieder seyn!"

Mein Vater muß Wein trinken, rief Wilhelm jetzt, außer sich; und soll er es für das Handgeld, das ich bekäme.

Marie zog ihn in eine Laube, und es gelang ihr, ihn zu beruhigen. Er warf sich dann seinem Vater zu Füßen, und der Familienfriede wurde wieder hergestellt. Wilhelm fing nun an zu arbeiten, und erwähnte des Spiels nicht. Seine Mutter und Marie waren zufrieden mit

diesen Beweisen seiner Besserung; der Vater aber schüttelte den Kopf, und sagte: „Ihr kennt diese Leidenschaft nicht!" Marie rückte voll guten Muths dem Vater die Hand, und erwiederte: ich stehe Ihnen dafür, er ist geheilt. Sie verließ sich auf die ersten leisen Spuren einer erwachenden Liebe, die sie in Wilhelms Herzen erregt zu haben glaubte, worin sie sich auch nicht irrte.

Wilhelm sah, daß Marie ein schönes Mädchen war; und sie mußte auch ein vortreffliches seyn, da sein Vater sie liebte. Ihre innige Theilnahme an seinem Verhältnisse mit seinem Vater, hatte sie ihm werth gemacht; ihre sanften Bitten, die Vorstellungen, die sie ihm über seine Leidenschaft machte, waren so gutherzig, so schonend und so freundschaftlich, daß sie das Bittre jedes Vorwurfs in eine schmeichelhafte Theilnahme verwandelten. Sie war die Seele aller häuslichen Freuden, die seine Eltern genossen; ein bittender oder lächelnder Blick, den sie auf seinen Vater warf, brachte diesen aus seiner empfindlichsten Laune zu Scherz und Heiterkeit. Ihr Geist herrschte über

den Vater, und der Sohn schmiegte sich desto leichter in die sanften Fesseln, die sie mit vorsichtiger Kunst um ihn schlang.

Auch Wilhelm machte sehr bald einen sehr günstigen Eindruck auf Marien. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse, erzählte sehr gut, und hatte besonders eine sehr große Feinheit im Umgange, die nur zuweilen noch durch eine seltsame Unruhe gestört wurde. Indeß diese Unruhe verlor sich mit jedem Tage immer mehr: er wurde ståter; die Spielnarben verschwanden; er nahm Theil an den kleinen stillen Freuden des håuslichen Lebens, und theilte mit seinen Verwandten die reine Heiterkeit, die ihr Leben verschönerte. Die Mutter war voll Freude, ihren Sohn gerettet zu sehen; und selbst der Vater hoffte wieder.

Marie, die den größten Theil an Wilhelms Verånderung hatte, ließ sich ihre Freude darüber am wenigsten merken. Sie entfaltete ihm nach und nach alle Vorzüge ihres Geistes und ihres Herzens; sie brauchte tausend kleine Künste sich ihm interessant zu machen, und das Interesse zu erhalten und zu vermehren. Immer

zeigte sie ihm noch einen Reitz; immer sah er an ihr noch eine neue Liebenswürdigkeit, die er vorher nicht gekannt hatte. Jeden Tag wurde er von einer Feinheit ihres Geistes, von einem schönen, edeln Zuge ihres Herzens, oder von einer Seite ihres entschlossenen Charakters überrascht. So zog sie nach und nach alle Wünsche und Begierden seines Herzens auf sich. Er liebte sie mit einer unsäglichen Leidenschaft, liebte sie schon längst, ehe noch ein Strahl der Freundschaft für ihn aus ihrem bewachten Herzen hervorgebrochen war. Sie flatterte mit der Fröhlichkeit des jugendlichen Muthes um ihn her; sie nahm nun sogar die Theilnahme zurück, die sie ihm Anfangs gezeigt hatte, und verbarg sie unter einem fröhlichen Leichtsinn, unter einem tändelnden Muthwillen, durch den sie noch angenehmer wurde.

Die leisen Winke, die er ihr von seiner Liebe gab, gingen an ihrer Heiterkeit verloren, oder wurden als Scherz und Galanterie aufgenommen. Ihre Heiterkeit machte ihn endlich traurig, ihr Muthwille erregte seinen Unmuth, und er schwieg, weil er sich verspottet glaubte. Er

wußte nicht, daß Marie ihm ihr Herz gelobt hatte, ehe sie ihn kannte, und daß ihr jetzt, da sie ihn kannte, dies Gelübde gar nicht schwer wurde.

Nach einem heitern Tage, den die Familie mit einander verlebt hatte, ging Marie mit Wilhelm noch des Abends im Garten auf und nieder. Sie sprachen über die Freuden des häuslichen Lebens. Und nun sagen Sie mir, Vetter, fing Marie an, ahneten Sie in dem kleinen häuslichen Kreise so angenehme Freuden, als Sie jetzt bei uns zu finden scheinen?

„Nein, ich habe nie eine Zufriedenheit gekannt, welche dieser an Reinheit ähnlich gewesen wäre."

Aber, aufrichtig! finden Sie jetzt Ihren Zustand besser, als den Taumel der Spielgesellschaften?

„O, Marie, was soll ich Ihnen sagen! Sie würden mir eine Wüste zu einem Tempel der Freude machen! . . . Marie, ich fühle, was ich wage! Und doch muß ich Ihnen endlich gestehen: ich liebe Sie, ich ehre Sie von Herzen; ich . . ."

Sie sollen schweigen! Ein Spieler kann nichts lieben, als höchstens Carreau-Dame.

„Sie spotten Marie, Sie spotten mit dem theuersten Gefühle meiner Seele, und, leider! habe ich es verdient. Aber Marie, wahrlich, ich bitte nicht um Liebe; nur darum bitte ich, daß Sie Ihr Mitleid einem unglücklichen Menschen nicht versagen, der noch vor einigen Jahren sich Ihres Herzens werth geglaubt haben würde."

Pfui, Vetter! Die Liebe ist eine Leidenschaft, wie das Spiel.

„Aber eine Leidenschaft, welche die tiefste Achtung für Sie immer lebendig erhalten wird."

Marie brach das Gespräch ab, und ging einige Tage, mit sich selbst überlegend, umher. Sie mußte sich zwingen zu schweigen, wenn sie seine kummervolle Miene sah.

Lieber Vater, sagte sie zu ihrem Oheim: Wilhelm liebt mich; er wird um meine Hand bitten.

Der Alte sah sie bedenklich an. „Liebe Marie, er ist mein Sohn; und in der Vorstellung, daß du seine Frau würdest, liegt der Himmel.

Aber du bist meine Tochter. Kind, besinne dich; er ist ein Spieler!"

Doch jetzt nicht mehr.

„Weil er dich liebt."

Er wird mich immer lieben.

„Das wird er; oder er müßte das Herz eines Teufels haben. Allein seine Liebe wird aufhören eine Leidenschaft zu seyn."

Dann wird die Liebe Freundschaft werden.

„Und das Spiel wieder Leidenschaft."

Hören Sie mich an, Vater. Sie nahmen mich auf; Sie bildeten mit mehr als väterlicher Sorgfalt mein Herz und meinen Geist; Sie lehrten mich Tugenden, die mich nie ganz unglücklich werden seyn lassen. Sie selbst sagen, daß es sehr schwer ist, einen Mann zu finden, der ein unschuldiges Mädchen verdiente. Lassen Sie mich einmal stolz seyn! So viel ich Männer kenne, so viel ich von der Welt weiß, haben Sie Recht. Wilhelm hat ein menschliches Herz und Geist; sein jetziges Leben macht unsere Hoffnung von ihm beinahe zur Gewißheit. In den Armen einer gewöhnlichen Frau könnte er leichter zurückfallen, als in den Armen einer

solchen, die er wenigstens achten müßte. Ich werde ihn, wenn er zu retten ist, doch leichter retten, als eine Andere. Sie, Vater, retteten mich der Tugend, und ich will es wagen, Wilhelmen durch mein Herz, durch meine Liebe, fest an die Tugend zu knüpfen. Lieber Vater, Sie sehen, die Vernunft, die Dankbarkeit, jede Tugend ist auf meiner Seite. Noch mehr: auch das Herz; ich liebe Wilhelmen, wie keinen andern Mann, den ich kenne. Es ist kein Verdienst, wenn ich ihm meine Hand gebe; es ist der Zug meines eigenen Herzens. — Mit diesen Worten warf sich Marie dem Alten in die Arme, und bat um seinen Segen.

„Liebes Kind, wenn er zurückfiele . . .!"

Und wenn auch! er käme doch wieder zu mir!

„Zu einem gewöhnlichen Weibe vielleicht; aber zu dir? . . . Er ist gezwungen dich zu achten. Vergebens würde er Fehler an dir aufsuchen, sich mit dir in's Gleichgewicht zu bringen. Er würde anfangen, dich zu hassen, weil er sich erniedrigt fühlte; und der Bruch mit der Tugend ist unheilbar. Marie, Marie, wenn du mich liebst, so nimm seine Hand nicht an!

Wage das gefährliche Spiel nicht, bei dem du nur verlieren kannst. Marie, traue mir: bei dir wird ihm das erste Spiel schwerer fallen, als bei einem andern Weibe; doch nur das erste. Er wird fortspielen, weil er dann keine Ehre mehr zu verlieren hat."

Vater, sagte Marie heiter; schon eh' ich ihn sah, war ich entschlossen, seine Frau zu werden, um Ihnen zu danken. Lassen Sie mir meinen Willen. Ich werde nicht unglücklich seyn.

Wilhelm ging noch immer trauernd umher, und wagte es nicht, Marien wieder etwas von seiner Liebe zu sagen, weil der Scherz, mit dem sie seine Erklärung beantwortet hatte, ihm den Muth dazu nahm. Auch war es Mariens Plan nicht, sich dem Sturm seiner Leidenschaft zu ergeben; sie wollte seine Freundin werden. Der Muthwille, mit dem sie ihn behandelt hatte, nahm ab, und an seine Stelle trat eine heitre unbefangene Vertraulichkeit. Dadurch bekam seine sterbende Hoffnung wieder Leben; Marie wußte aber dennoch jeder leidenschaftlichen Wendung eines Gespräches mit einlenkendem Scherze auszuweichen. Sie blieb oft und lange mit

ihm allein, und schrieb ihm, wenn sie etwa einen oder zwei Tage abwesend war, vertrauliche Billets voll ruhiger Freundschaft; ja, sie sagte ihm oft, daß sie ihn liebte, daß sie den innigsten Theil an seinem Glücke nähme: das sagte sie ihm aber mit einem ruhigen Auge und mit unbefangener Miene. Wollte er nun die Scene in's Tragische überspielen, so wußte sie ihm mit einem so feinen Scherze zu entschlüpfen, daß er gerade dann an ihrer Liebe verzweifelte. Endlich mußte er sich ihr ergeben. Er schwieg von seiner Leidenschaft; und seine Neigung zu ihr wurde mit jedem Tage inniger, vertraulicher, unbefangener und feiner. Jetzt lebte er mit Marien Tage, deren Glück er nur der Liebe zugetrauet hatte.

Doch unbemerkt machte die Natur Mariens Freundschaft zärtlicher und inniger. So fest sie sich auch vorgenommen hatte, ihre Rolle auszuspielen, so war die Liebe dennoch stärker als ihre Kraft. Sie sank, wie tausend und tausend Mädchen, bei einem unbedeutenden Anlaß, unter den süßen Albernheiten einer leidenschaftlichen Scene, in Wilhelms Arme, drückte den

ersten Kuß der heißen, hingebenden Liebe auf seine Lippen, und war, zu seinem und ihrem Erstaunen, eine so zärtliche leidenschaftliche Geliebte, daß sie es mit jedem funfzehnjährigen Mädchen hätte aufnehmen können.

Eben die süßen Stunden des gedankenlosen Anschauens; die wonnevollen Seufzer, welche die gepreßte Brust erleichtern und beklemmen; eben die kindischen, entzückungsvollen Spielereien der ersten Liebe; eben die Thorheiten, die dem jungen Herzen so weise und so bedeutend scheinen! Kurz Beide liebten einander, wie sich zwei junge Herzen immer lieben; und der Vater that wohl, daß er einen Tag zu ihrer Verbindung bestimmte.

Marie ward Wilhelms Gattin, und Beide waren sehr glücklich. Der Vater hielt dem jungen Herrn noch einmal eine Predigt über das Spiel; allein Marie sowohl als Wilhelm erklärten sie für das Unnützeste, was jemals eine Lunge in Bewegung gebracht hätte, und selbst der Vater wäre beinahe eben der Meinung geworden.

Kein Verhältniß wurde durch diese Heirath ge-

geändert. Die Familie blieb in ihrer heitern Einigkeit zusammen, und die Liebe der beiden jungen Leute verschönerte, als die erste poetische Epoche vorüber war, das Leben der beiden Alten. Jede Furcht wurde nach und nach vergessen, und Wilhelm, sonst die Quelle des Kummers, war jetzt die Quelle der Glückseligkeit. Marie wurde in einigen Jahren Mutter von drei liebenswürdigen Kindern: eine neue fruchtbare Quelle von reinen Freuden, die ihnen Allen das dauerhafteste Glück versprach. Die Liebe heftete sich auf mehrere Gegenstände; die Freude vervielfältigte sich mit jedem Augenblicke, und das Glück, dessen sie Alle genossen, war doch so einfach, daß es nie unschmackhaft werden konnte.

Jetzt starb Mariens Mutter. Ihre Erbschaft erfoderte, daß ihr Mann selbst in der Stadt seyn mußte; und er ging dahin. Er verließ das geliebte Weib und seine Kinder nur ungern. Nach einem Monathe kehrte er zurück; aber die Geschäfte waren noch nicht vollendet, und es schien also nothwendig, daß er noch einmal in die Stadt mußte. Der Vater hatte Lust,

über diese zweite Reise den Kopf zu schütteln; er schwieg indeß, als Wilhelm Marien bat, ihn zu begleiten, und als sie ihm wirklich folgte. Der Sohn versprach, höchstens einen Monath weg zu bleiben; und aus dem Monathe wurde ein Jahr. Der Alte besuchte seine Kinder in der Stadt, und ahnete aus Mariens Blicken wohl, daß nicht alles so war, wie es seyn sollte; doch da er sie heiter sah, so schwieg er, und überließ ihrer Vorsicht das Schicksal seines Sohnes.

Am Ende des Jahres erhielt er von Marien folgenden Brief:

„Er ist verloren, Vater! Wilhelm ist verloren, ohne Rettung verloren! Sie wissen, was mein Herz bei diesem Gedanken leidet. Als Sie uns zum ersten Male besuchten, schüttelten Sie den Kopf; und Sie hatten Recht. Die Spielsucht ist die allerfürchterlichste Leidenschaft.“

„Ich muß erst Muth sammeln, Ihnen das Elend anzukündigen, worin wir Alle versunken sind. O der Unglückliche! unglücklicher, als wir Alle!“

„Schon bei seiner ersten Anwesenheit in der

Stadt hat er wieder gespielt. Unsre zweite Reise war nur ein Vorwand; denn die Geschäfte waren unbedeutend. In den ersten Monathen verbarg er mir seine Leidenschaft für das Spiel. Er kam früh zu Hause; ja, er blieb oft ganze Tage lang bei mir und seinen Kindern. Seine Abwesenheit schob er auf die Geschäfte, die er mir als sehr verwickelt vorzustellen wußte. Aber konnte der Mann mir etwas verbergen, mir, die ich ihn so genau kannte? Jene unstäte Unruhe, jene seltsame Zerstreuung stellte sich wieder ein. Oft saß er bei mir, und hielt mich zärtlich in seinen Armen, ohne an mich zu denken. Er ließ mich ohne Ursache fahren, stand auf, ging im Zimmer umher, sah durch das Fenster, wurde ängstlich, setzte sich zu mir, suchte einen Vorwand, und ging weg."

„Ich that Alles, was Vernunft und Liebe mir befahlen. Mit Heiterkeit suchte ich jedes Mittel hervor, alle nur mögliche Freuden in mein Zimmer zu bringen; aber dennoch ging er oft aus. Ich bat Gesellschaft, ich spielte selbst. Er schien meine Zärtlichkeit zu empfinden, und machte große Pausen im Spiele. Ich sah die

Gewalt, die er sich anthat; doch die abscheuliche Leidenschaft riß ihn hin, und er blieb öfter weg. Er konnte meinen Blick nicht mehr aushalten; meine Zärtlichkeit schien ihm eine Last zu seyn. Jetzt nahm ich mich sehr in Acht, ihm auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen, ihn auch nur mit einer zweideutigen Miene zu beschämen; ja, ich hütete mich sogar, ihm ein Uebermaß von Zärtlichkeit zu zeigen, weil er das leicht für Falschheit oder Triumph hätte halten können. Ich blieb mir gleich, und suchte dabei alle Mittel auf, ihn zu zerstreuen. Er schien oft beschämt, oft gerührt über meine Liebe; mit blutendem Herzen machte ich die Bemerkung, daß er es lieber sah, wenn ich kalt gegen ihn war. Er blieb oft Nächte aus, und ein seltsamer Vorwand mußte das entschuldigen. Nach einem solchen Tage verdoppelte er dann seine Liebkosungen. Noch immer, mein Vater, hoffte ich, ihn durch meine Liebe und durch seine Kinder zurückzuführen; aber vergebens! seine Leidenschaft stieg von Tage zu Tage."

„Habe ich mir dabei etwas vorzuwerfen? Ich weiß es nicht. — Lange gab ich ihn nicht

gänzlich verloren; denn noch immer schämte er sich der Leidenschaft, und wollte wenigstens scheinbar meine Liebe verdienen. Doch, jetzt, jetzt — muß ich ihn verloren geben, weil er mich nicht mehr liebt, weil er seine Kinder nicht mehr liebt, weil er uns Alle — mehr als haßt; weil er uns erniedrigen will."

„Gleich im Anfange unseres Hierseyns besuchte der Herr von Lindau, ein Officier der hiesigen Garnison, meinen Mann. Er wiederholte seine Besuche, und zeichnete mich immer durch große Artigkeit, durch sichtbare Achtung aus. Ich sah das nicht, oder merkte nicht darauf, bis Wilhelm selbst scherzend mich aufmerksam machte. Sie können leicht denken, daß ich mein Betragen gegen den Mann durchaus nicht änderte, sondern mir völlig gleich, kalt und höflich, blieb."

„Herr von Lindau ist ein schöner, ein sehr gebildeter Mann, und, wie ich glaube, wie Wilhelm selbst glaubt, ein sehr edler Mensch. Sein Betragen gegen mich ist ausgezeichnet artig, aber weiter auch nichts; er erlaubt sich *nicht* einmal die unschuldigste Vertraulichkeit.

Ich höre von Ihrem Gemahl, sagte er eines Tages in meines Mannes Gegenwart zu mir, daß Sie länger hier bleiben werden, als ich Anfangs dachte. Darf ich ein Mädchen, welches ich über alles liebe, und welches bald das Glück meines Lebens seyn wird, mit Ihnen bekannt machen? Ich wünsche es, weil ich meiner künftigen Frau gern eine Freundin verschaffen möchte, von der sie lernen kann, daß Weisheit, Tugend und Genuß des Lebens wohl mit einander verträglich sind."

„Ich erwiederte etwas Verbindliches, und damit gut. Lindau brachte mir seine Braut, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, an dem er mit allem Feuer der Leidenschaft hängt. Wir sahen einander öfter, und ich, so wie mein Mann, hatte das Mädchen lieb. Es war natürlich, daß im Anfange dieser Bekanntschaft der Bräutigam des Mädchens oft mitkam, doch meinem Manne nicht oft genug. Allein bald kam er seltner, weil er meinen Mann gewöhnlich nicht fand."

„Das war gleich Anfangs, lieber Vater, und dann wurde nicht weiter daran gedacht."

„Das Mädchen war meine Freundin. Der Bräutigam zog sich nun fast gänzlich von uns zurück, und ich sah ihn seltner, als andre Männer von unsrer Bekanntschaft. Um diese Zeit wurde die Leidenschaft des Spiels bei Wilhelm zügellos. Der Bräutigam meiner Freundin ließ im Vorübergehen gegen mich ein Paar Worte von einem großen Verluste fallen, den mein Mann im Spiel erlitten habe. Diese wenigen, mit einer bedenklichen Miene gesagten Worte machten mich ängstlich. Gewiß sanft und zärtlich sagte ich zu Wilhelm: du spielst, lieber Mann. Ihr Männer spielt aber wohl zuweilen hoch? Spiele, lieber Wilhelm; nur vergiß nicht, daß du Kinder hast! Er fiel mir ängstlich um den Hals, ohne ein Wort zu erwiedern. Das machte mich noch ängstlicher, und mir entfuhr ein Ton des Weinens. Der Zwang, den ich mir anthat, ihm das in einem scherzenden Tone zu sagen, kostete meinem Herzen viel, zu viel. Wahrscheinlich gingen wir Beide muthlos aus einander."

„Einige Tage nachher waren wir in Gesellschaft. Mein Mann spielte hoch, und verlor.

Ich stellte mich hinter seinen Stuhl, und sah ihm mit gepreßtem Herzen zu. Meine Gegenwart mochte ihn irre machen; er verlor beträchtlich. Ich ging innig betrübt das Zimmer hinunter. In der Thüre traf mich der Herr von Lindau, hielt mich auf, sprach mit mir von seiner Braut, und war, wie immer, in ihrem Lobe unerschöpflich. Mein Kummer hatte mich völlig zerstreut gemacht. Ich wußte kaum, was ich antwortete, lobte seine Braut, und sagte ihm, daß ich sie liebte. Er küßte mir dafür die Hand. Ich sah mich bei diesem Gespräch oft nach meinem Mann um, und auch er blickte von Zeit zu Zeit nach mir, spielte aber immer fort. Wir fuhren endlich zu Hause. — Hast du verloren? Du saßest im Unglück, sagte ich. Eine Kleinigkeit, antwortete er, und seine Liebkosungen verdoppelten sich, wie gewöhnlich. Nun blieb er einige Tage zu Hause, und wir waren allein. Er spielte zärtlich, freundlich mit unsern Kleinen, und bat mich, keine Gesellschaft einzuladen, wie ich es seit einiger Zeit oft gethan hatte. Stunden des Entzückens für mich! Ach! es waren die letzten!“

„Vor vier Tagen geht er gegen Abend aus. Kommst du zum Essen zurück? frage ich. Er antwortet: ja; und verläßt mich unter den zärtlichsten Liebkosungen, und unter freiwilligen, feierlichen Versicherungen, daß er nie wieder spielen wolle. Ich warte auf ihn mit leichtem Herzen und in stiller Fröhlichkeit. Er bleibt den Abend weg, bleibt die Nacht weg, und kommt auch den folgenden Morgen nicht. Endlich schickt er mir ein Billet, und läßt Geld holen. Ich schreibe ihm einige Worte: die zärtlichste Bitte, zurückzukommen; aber er kommt nicht, und meine Angst steigt mit jedem Glokkenschlage."

„Er blieb auch die Nacht weg. Endlich kam er am folgenden Morgen, ein Bild der nächtlichen Ausschweifung. Ich erschrak, als ich ihn sah; doch reichte ich ihm die Hand, so freundlich ich es vermochte. Er konnte mich nicht ansehen, sondern blickte im Zimmer umher, und sagte etwas, das einem Scherze über sich selbst ähnlich sehen sollte. Wilhelm, erwiederte ich, doch wohl etwas bitter: du scherzest mit meinem Elende!"

„Er stand auf, und sagte mit einem zweideutigen Lächeln: wir wollen mit einander aufheben, Marie; ich spiele, und du — brauchst deine Zeit auch nicht übel. Ich verstand ihn nicht. Ja, bei Gott! nicht übel, sagte ich gelassen: das bezeugen meine Thränen. — Die denn doch zuweilen ein Lächeln abtrocknet, erwiederte er, ohne mich anzusehen. Was für ein Lächeln? fragte ich, ohne zu ahnen, was er meinte. — Lächeln? Hm! der schöne Lindau küßt dir die Hände, während ich spiele."

„Ich sprang auf. Meine erste Empfindung war lebhafter Unwille. Ich sah ihn scharf an; er blickte seitwärts. Eben streckte mein ältester Junge die Hände nach mir aus. Ich nahm den Knaben auf meinen Arm. Die Bitterkeit, die in meinem Herzen lag, lös'te sich in das tiefe Gefühl meines Elendes auf. Ich drückte das Kind mit Heftigkeit an meine Brust, und benetzte es mit meinen Thränen."

„So standen wir ungefähr fünf Minuten. Ich habe den Mann in acht Tagen nicht gesehen, sagte ich endlich, mit einer Art von Triumph. — Aber doch küßte er dir vor acht Ta-

gen in meiner Gegenwart die Hände. — Das ist dein Verdacht? rief ich mit einem mitleidigen Blicke: wie tief bist du gesunken, daß du einen so elenden Vorwand nehmen mußt, deine Ausschweifungen zu entschuldigen! Er stand da und zwang sich zum Lächeln. Ich hob den Knaben auf, und sagte mit Heftigkeit: wir haben ihn ve[illegible]ren!"

„O, mein Vater, was habe ich seit gestern gelitten! wie leide ich bei dem Gedanken, ihn so gänzlich verloren zu haben! Er hat keinen Verdacht auf mich; denn er war den Abend, da er Lindau meine Hand küssen sah, zärtlicher als je. Denken Sie, wie tief er gefallen ist, daß er meine Schande wünscht, um sich gegen mich messen zu können! Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen; denn er ist auch diese Nacht nicht zu Hause gewesen. Ich bin zerrüttet, und kann nichts mehr denken; aber ich bin fest entschlossen, Ihrem Rathe zu folgen, was er mir auch befehlen mag. Vater, ich werde Ihnen gehorchen; doch, ehe Sie mein Schicksal entscheiden, bedenken Sie, daß ich ihn liebe,

daß er der Vater meiner Kinder, daß er mein Mann, daß er Ihr Sohn ist.“

Der unglückliche Vater las diesen Brief mit Zittern. Er eilte in die Stadt, und fand seine unglückliche Marie trostlos zwischen ihren Kindern. Es war der zweite Tag nach der erzählten Begebenheit, und sie hatte ihren Mann noch nicht wieder gesehen. Kalt, aber doch mit Kummer im Gesichte, fragte der Alte Marien: „bist du entschlossen mir zu gehorchen, Marie?“ Sie seufzte auf seiner Schulter: ja! — „Ich liebe entschlossene Menschen. Bleib so, Marie! Wir können unglücklich werden; aber es ist ein Trost, das Unglück nicht verdient zu haben.“

Jetzt ging er, und sicherte Mariens Vermögen, wozu einige Stunden hinreichend waren. Er fand alles in gehöriger Ordnung, da der Unglückliche das Vermögen seiner Frau noch nicht unmittelbar angegriffen hatte. Als dieses Geschäft abgethan war, erkundigte er sich nach seinem Sohne, ging nach dem Kaffeehause, wo dieser spielte, trat unbemerkt in das Zimmer, stellte sich hinter ihn, sah ihm unbemerkt eine

Zeitlang zu, und klopfte ihm dann leise auf die Schulter. Der Unglückliche sah sich um, erkannte seinen Vater, und erblaßte. Sein Vater führte ihn beinahe wie eine Maschine in ein Nebenzimmer, sah ihn starr an, und sagte langsam: ich wollte dich noch einmal sehen, ehe du verzweifelst. Mein Sohn, versprich mir, daß du kein Selbstmörder seyn willst. Antworte Ja, und halte Wort!

Ja! rief der Unglückliche, und wollte sich seinem Vater zu Füßen werfen; dieser drückte ihn aber schweigend an seine Brust, und verließ den Saal. Wilhelm warf sich in einen Stuhl, und wollte schon jetzt verzweifeln.

Der Alte kam ruhig wieder zu Marien, reichte ihr die Hand, ließ ihre Kinder vor sich her gehen, und führte sie an den Wagen, der schon vor dem Hause hielt. „Muß ich, mein Vater?" fragte Marie, todtenbleich. — Du mußt! antwortete der Alte; denn er ist dein Mann und mein Sohn. Wir sind ihm auch den letzten Versuch schuldig. Sie stiegen ein, und kamen am folgenden Tage in das Dorf des Vaters, den ehemaligen Aufenthalt von Mariens Freuden.

Eine Stunde nach ihrer Abreise kam Wilhelm zu Hause, und stürzte in sein Zimmer. Hier saß er, und überlegte, wie er sich seiner Frau und seinem Vater zeigen wollte; denn er war jetzt weniger als je entschlossen, das Spiel aufzugeben: er hatte große Summen verloren; die mußte er wieder gewinnen. Endlich schlich er in das Zimmer seiner Frau, und fand es leer. Er klingelte; und ein Bedienter sagte ihm, daß seine Frau mit seinem Vater und seinen Kindern abgereist wäre. Er hörte diese Nachricht mit einer Art von Ruhe an. Zwar nagte an seinem Herzen das quälende Gefühl seiner Schuld, seines Verbrechens gegen die guten Menschen, die er unglücklich machte; zwar legte er die Hand auf die Brust, und sagte in diesem Gefühle: „ich bin unglücklicher, als du, Marie!" Aber doch sah er es gern, daß sie abgereist waren. „So oder so!" rief er bitter lächelnd; „hier kann ich nicht stehen bleiben, oder ich bin verloren. O, mein Vater! noch Einmal muß ich spielen, um mich zu retten oder mich ganz zu stürzen; und dann . . .! — Und dann?" wiederholte er langsam und nachdenkend. Er legte

die Hand an die Stirn, und gelobte seinem Vater zum zweiten Male, auch im tiefsten Elende nicht Hand an sich selbst zu legen.

Er spielte aufs neue, mit wechselndem Glücke. Nach acht Tagen erhielt er folgenden Brief von seinem Vater: „Mein Sohn, dein Vater ist ein Bettler; allein das ist mein Unglück nicht: denn ich bin es mit Ehren geworden. Ich lege dir einige Briefe bei, aus denen du sehen kannst, wie ich es geworden bin. Meine Frau und meine Tochter, die mein Schicksal mit mir getheilt und es mir erleichtert haben würden, sind nicht mehr; und der Sohn, für den ich arbeitete, sorgte, wachte und litt, verschwelgt in der sinnlosesten Thorheit sein Vermögen, und hat nicht so viel Menschlichkeit, seinem Vater betteln zu helfen. — Gedenke deines Versprechens, mein Sohn, und brich nicht durch die schrecklichste That eines ganz Verzweifelten das Vaterherz, das dich noch immer liebt.“

Dieser Brief erschütterte den unsinnigen Spieler, und er las die Beilagen. Der alte Brandt hatte sich mit seinem Vermögen zum Bürgen für einen seiner Freunde gemacht, den man

drückte. Unglück oder Bosheit — er wurde das Opfer seines Zutrauens, und verlor sein ganzes Vermögen. Sein kleines Gut wurde angeschlagen, und er sah sich nach einem andern Aufenthalt um.

Wilhelm versank in Verzweiflung; doch zu spät. Er war jetzt ganz verloren; das Unglück folgte ihm Schritt für Schritt. Man hatte ihm, weil man auf das Vermögen seiner Frau rechnete, große Summen auf Wechsel geliehen; und diese waren fällig. Mit der größten Kälte sagte er zu seinen Gläubigern: „nehmt mich! ich bin verloren!" Man schlug ihm vor, man bat ihn, sich an seine Frau zu wenden; er weigerte sich aber hartnäckig. Einer der Hauptgläubiger wendete sich an Marien selbst; sie eilte in die Stadt, und bezahlte ihres Mannes Wechsel, die den größten Theil ihres Vermögens betrugen. Wilhelm war verschwunden, und man suchte ihn vergebens auf.

Marie kehrte traurig zu ihren Kindern und dem alten Vater zurück. Der Greis, der längst zum Leiden abgehärtet war, bewunderte die Standhaftigkeit, mit der sie ihr Unglück ertrug.

Nur

Nur die Ungewißheit, in der sie über ihres Mannes Schicksal schwebte, machte ihr Kummer. Ruhig hörte sie die Nachricht an, daß sie arbeiten müsse, wenn sie leben wolle. „Gut,“ sagte sie lächelnd; „ich danke Ihnen, lieber Vater, daß Sie mich arbeiten lehrten. Wollte Gott, ich könnte, ich dürfte für meinen unglücklichen Mann arbeiten!“

Sie zogen auf ein kleines Dorf, und lebten da in einer stillen, ruhigen Einsamkeit von dem Gewinn einer kleinen Landhaushaltung, und dem geringen Reste von Mariens Vermögen. Der Spott, mit dem die Welt eine unglückliche Familie in das Dunkel, wohin sie sich verbirgt, gewöhnlich begleitet, verwandelte sich diesmal nach einiger Zeit sogar in Achtung. Die Tugend erwarb der unglücklichen, edlen Frau einige Vorschläge zu einem bessern Fortkommen in der Welt, die mehr bewiesen, daß man die demüthige, wahre Tugend ehrt, als daß man der unglücklichen zu helfen weiß. Marie lehnte alle diese Vorschläge ab, weil sie sich von ihren Kindern und von ihrem Vater trennen soll-

te; so war sie denn mit ihrer Familie nach einigen Monathen vergessen: das Beste, was die Welt für den Unglücklichen zu thun pflegt.

Die Zeit milderte endlich auch den Gram um den unglücklichen Wilhelm, und Ruhe und Zufriedenheit schlugen wieder ihren Wohnplatz unter der Familie auf. Es war ein schöner Anblick, wenn der Greis mit den drei Kindern unter dem Schatten eines Obstbaumes saß, und sie unterrichtete. Die Augen der Kinder waren bald auf die Lippen des Greises gerichtet, der ihnen lehrreiche Geschichtchen erzählte, bald auf die Arbeiten, mit denen sie einen Theil ihres Unterhaltes verdienten. Neben ihnen saß Marie. In ihrem schönen Gesichte wohnte die Würde eines segnenden Engels, und zugleich seine himmlische Freude. Thränen schwammen oft in ihren Augen, wenn sie ihre Kinder betrachtete, wie sie sich voll Vertrauens, voll Liebe, voll Einigkeit, um den ehrwürdigen Alten her sammelten. — Jetzt, sagte der Greis dann zuweilen, jetzt, da ich arm, vergessen, unbekannt, ein Greis, nur einen Schritt vom Grabe bin,

jetzt weiß ich erst, was Menschlichkeit heißt! — „Was fehlt uns, als nur mein Wilhelm?“ erwiederte dann Marie lächelnd.

Der unglückliche Wilhelm war aus der Stadt entflohen, sobald er hörte, daß seine Gattin angekommen wäre. Er hatte nicht den Muth, ihr, die durch ihn unglücklich, und, wie er bei der Kenntniß ihres Charakters im voraus wissen konnte, auch arm geworden war, unter die Augen zu treten. Eine kleine Summe Geldes, die er bei sich hatte, brachte ihn bis an die Gränze von Rußland. Hier nahm er Kriegesdienste, um entweder wohlhabend zu werden, oder den Tod zu finden. Seine großen Kenntnisse in der Mathematik, sein Geist, sein Verhalten und seine Tapferkeit in dem Kriege gegen die Türken zeichneten ihn bald aus, und hoben ihn von Posten zu Posten in wenigen Jahren zu der Stelle eines Hauptmanns.

So sparsam hat nie ein Mensch gelebt als Wilhelm, und nie war er wieder zu einem Spiele zu bringen, da sein Unglück ihn gegen jede Versuchung gestählt hatte. Er sammelte von Beute und Ersparnissen bald ein kleines Ver-

mögen, und nutzte jede Gelegenheit, besonders durch Verbindung mit einem Handelshause, sein Kapital zu vermehren. So war er nach neun Jahren wenigstens ein wohlhabender Mann geworden. Jetzt nahm er Urlaub, und eilte nach Deutschland.

Er kam auf dem Dorfe an, wo Marie wohnte. Seine Uniform, die braune Farbe des Kriegers, und eine Narbe von einem Türkischen Säbelhiebe sicherten ihn vor dem Erkennen. Er hörte von seiner Gattin, seinem Vater, seinen Kindern sprechen, und hatte Mühe, seine Thränen zu verbergen. An einem schönen Sommerabende ging er mit pochendem Herzen näher zu der Hütte, worin seine Geliebten wohnten. Da er niemanden sah, so trat er an einen Baumgarten, der zu der Hütte gehörte und mit einer hohen Fliederhecke umgeben war. Im Garten wurde gesprochen, und die Stimme drang durch seine Seele; es war seines Vaters Stimme.

Er bog die Zweige aus einander, die ihm seine Lieben verdeckten. Ach! da sah er seine Marie, jetzt dreißig Jahre alt, und schöner als jemals; seinen Vater, fröhlich und heiter, durch

die Heiterkeit gleichsam verjüngt; zwei Knaben und ein Mädchen, schön und froh wie Engel. Seine Hände waren zu kraftlos, die Zweige länger als einige Augenblicke zu halten; er ließ sie fahren, und trat zitternd zurück.

Nun streckte er die Arme nach der Hecke aus, die ihm seine Marie verbarg, und es flossen Thränen über seine Wangen. „O, ich Elender!" sagte er leise vor sich, und ging kummervoll abwärts; „wie glücklich sind sie wieder, seitdem ich entfernt bin! Ich bin wie eine tödtende Pest!" Er warf sich unter einen Weidenbaum an einem Graben nieder, und verging fast in Wehmuth. Nach und nach ermannte er sich. Er schlich zum zweiten Male wie ein Verbrecher an die Hecke, und sah in den Garten. Der Anblick durchbohrte sein Herz. Da saß die Mutter, seine Marie; vor ihr, auf einem Stühlchen, seine Tochter, mit einer Nätherei in den kleinen Händen, die sie von Zeit zu Zeit der Mutter zärtlich liebkosend zeigte. Die Mutter beugte sich immer mit einem Blicke voll Liebe zu dem Kinde nieder, und vergalt die kindische Liebkosung mit zehn andern.

Nun will ich euch ein andres Exempel geben, sagte der Vater zu seinen beiden Enkeln. Rechnet einmal aus, wenn einer dreißigmal quitte à double spielte, und verlöre, und finge von einem Pfennig an, wie viel Geld er dann bezahlen müßte. Die Aufgabe zerschmetterte Wilhelms ganze Seele. O Gott, sagte er; wie werd' ich bestraft! Er ging noch einmal zurück. Das Geschrei seiner Söhne: „ich hab' es, Groß'vater! ich hab' es!" zog ihn aufs neue an die Hecke. Der Großvater verglich die Summe, und fragte: „ist das alles, was der Spieler verliert?" — Die beiden Knaben sahen ihn aufmerksam an. — „Wenn der Mann nun noch Eltern, eine Frau, und Kinder hat: was verliert er dann noch mehr?" — Die beiden Knaben schwiegen. — „Kommt, ich will euch sagen, was ein Spieler verliert." Und jetzt machte er den beiden Knaben eine so schauderhafte Beschreibung von einem Spieler, und zeichnete das Elend, in das er sich selber stürzt, mit solcher Wahrheit und solchem Leben, daß beide Knaben ängstlich angelobten, nie in ihrem Leben zu spielen. Wilhelm schlug beide Hände vor die

Augen, und eilte mit wilden Schritten durch das Feld. Die Stimme seines Vaters schien, mit Fluch beladen, ihn zu verfolgen.

Und hab' ich es nicht verdient? sagte er endlich, und blieb stehen. Niedergeschlagen ging er in das Wirthshaus zurück, worin er abgetreten war. Bis jetzt dachte er seine Absicht noch nicht deutlich, und es flogen tausend Ideen, tausend Wünsche durch seinen Kopf. Er war kein Spieler mehr, und verdiente also Vergebung; er liebte Marien, und sehnte sich nach seinen Kindern. Auf der Reise hatte er hundert verschiedene Vorstellungen von dem Zustande, worin er seine Familie antreffen würde: Extreme, die seine Phantasie aus Eigenliebe, aus seinen Wünschen, aus seiner Liebe zu Marien, aus seinem Verlangen nach seinen Kindern zusammengesetzt hatte. Immer dachte er sich nur die beiden Extreme, die doch wenigstens tröstend für seine Phantasie waren. Er glaubte Marien und seine Kinder entweder in Ueberfluß, oder unter der Last einer unerträglichen Armuth zu finden. Lebte Marie in Ueberfluß, so hatte er weniger verschuldet; lebte sie in Elend, so rettete er sie ja

itzt durch die Summe, die er mitbrachte, und kam überdies gebessert, mit einem Herzen voll Liebe, zurück. So sah er denn mit freudigem Verlangen dem Augenblick entgegen, der ihn wieder mit Marien vereinigen sollte.

Aber wie verschieden von seinen Vorstellungen war Mariens Zustand! Marie war arm und glücklich: arm durch seine Schuld; glücklich ohne seine Hülfe. Sie hatte sich sehr einfach, doch reinlich gekleidet; so auch seine Kinder und sein Vater. Ihr äußerer Zustand war arm, sehr arm; ihr Glück, ihre Zufriedenheit, lag in ihren Herzen, in ihren Tugenden. Alles was er von seinem Wirth über die Familie reden hörte, bewies, daß sie sehr zufrieden lebte. Wie er sich selbst gestehen mußte, brachte er diesen glücklichen Menschen nichts als Kummer und Thränen, anstatt des Glückes, das er ihnen zu bringen gehofft, und worauf seine Phantasie alle seine Hoffnungen gebauet hatte. Er konnte es sich nicht verbergen, daß die Furcht vor seiner Leidenschaft ihre Zufriedenheit schlechterdings, wenigstens für die erste Zeit, aufs neue stören müsse.

Diese Betrachtungen, die sich ihm aufdran-

gen, führten ih? zum Nachdenken über das, was er eigentlich wollte. Soll ich, rief er mit gen Himmel gerichteten Augen, soll ich das Glück dieser Zufriedenen noch einmal durch meine Gegenwart stören? das Glück, das ihnen ihre Tugend, ihre Einigkeit, die Reinheit ihrer Seelen, ihr gutes Gewissen ertheilt haben? Sie leben in einander, mein Vater in Marien, Marie in meinem Vater, Beide in meinen Kindern. Soll ich diese Einigkeit vernichten? Marie würde meinen Vater mehr lieben, als mich, oder mich mehr als meinen Vater; ich würde meinen Vater beneiden müssen, oder er mich. Ihr häusliches Glück ist auf die Gewißheit ihrer Tugenden gebauet; ich würde durch das Mißtrauen, das ich erregte, das Gebäude zerstören. O, bei Gott! ich bin so elend, das ich nur unglücklich, nicht glücklich, machen kann!

Das waren die Gedanken, mit denen Wilhelm sich marterte. Er vergaß, wie glücklich Marie sowohl als sein Vater durch die Vorstellung werden mußten, ihn gerettet zu sehen; er wußte nicht, daß sein Vater um Mitternacht von einem schweren Traume, in welchem er sei-

nen Sohn arm und elend umher irren sah, erwachte, seufzte, betete, und daß Marie in eben dem Augenblick ihre ganze Zufriedenheit gern um einen Kuß von seinen Lippen gegeben hätte. Davon dachte er sich nichts, und zuletzt war er fest entschlossen, sich das Glück, mit seiner Familie zu leben, zu versagen. Sein ganzes Herz, alle seine Wünsche empörten sich gegen diesen Entschluß; er sah ihn aber als die geringste Genugthuung an, die er seiner beleidigten Gattin schuldig wäre. Seine Pflicht siegte; er wollte Marien sein Vermög[illegible]cken und dann auf ewig Deutschland ver[illegible]en. Nur noch Einmal wünschte er seine Kinder zu sprechen; dieses Vergnügens konnte er sich unmöglich berauben. Er schlich den andern Tag um den Garten [illegible] wenn die Kinder spielten. Lange war sein Sc[illegible]chen vergeblich; doch endlich traf er den ältesten Knaben vor dem Garten, und befragte ihn mit zitternder Stimme um den Weg nach einem nahen Dorfe. Der Knabe kam freundlich heran, und erbot sich, ihn auf den Weg zu führen. Wilhelm ging nun neben seinem Sohne her, und durfte ihm nicht sagen: ich bin dein

Vater. Er faßte, er drückte des Knaben Hand, und betrachtete ihn mit einem traurigen Entzücken. So kamen sie an ein kleines Gebüsch, und der Vater bat seinen Sohn, sich hier einen Augenblick mit ihm zu setzen, weil er ermüdet sey.

Man denke sich des unglücklichen Vaters Empfindungen, als er neben seinem Sohne saß, und als das Entzücken über dessen hellen Verstand und gutes Herz die Trauer, daß er ihn verlassen mußte, noch vergrößerte! Es kostete ihm Mühe, sich n... ... verrathen. Er drückte den Knaben an sein Herz, benetzte ihn mit Thränen, küßte ihn zu wiederholten Malen, riß sich dann aus seinen Armen, und eilte wild da... Der Knabe ging voll Verwunderung über ...n seltsamen Mann nach Hause.

Den zweiten Knaben zu sprechen, kostete ihm größere Mühe; auch sprach er ihn nur auf einige Augenblicke. Sein Entschluß, auf ewig zu fliehen, wankte wieder. „O Gott!" rief er; „welch ein Glück hab' ich verloren! Doch ich will es verloren haben!" Er faßte aufs neue den Entschluß, sich nicht zu verrathen.

Nun wünschte er noch seine Tochter zu sprechen. Er bemerkte, daß Luise (so hieß das Kind) immer nur in der Gartenthüre stand, und ihre Mutter nie verließ; so wollte er sie denn bloß umarmen, dann zu Pferde steigen und abreisen. Schon fertig zur Reise angekleidet, ging er um den Garten her, sah durch die Hecke, und bemerkte, daß Luise allein war. Gieb mir doch eine Rose, Luise! rief er durch die Hecke. Sie erwiederte: sogleich! brach eine Rose ab, und kam durch die Gartenthür gehüpft. Die Kleine erschrak, als sie einen Fremden sah; indeß sie kam näher. „Giebst du mir denn die Rose gern, mein Kind?" fragte der Vater. — Recht gern, antwortete die Kleine. Er fragte nun nach Marien, und die Kleine erzählte, was sie wußte, mit einer naiven Unschuld, die ihn entzückte. „Hast du denn keinen Vater mehr, mein Kind?"

O ja, ich habe noch einen Vater, antwortete das Kind bedenklich. Aber er ist weit, weit von hier! ach, sehr weit!

„Und kommt er denn nicht endlich wieder?"

Ach, wenn er das wollte, so würde meine gute Mutter aufhören zu weinen.

„Zu weinen? Wie, mein Kind? Deine Mutter weint um deinen Vater? Sie ist ja so glücklich, so vergnügt!"

Ja, wenn der Großvater uns sieht; aber wenn sie allein ist, dann . . .!

„Wer hat dir denn das gesagt?"

Gesagt? Ich kann es alle Abende sehen, wenn ich noch wach bin. Da setzt sich die Mutter, sobald alles schläft, an den Tisch in der Kammer, und weint um den Vater, und betet, daß er doch bald wiederkommen soll. Die Mutter sagt, sie will ihm gern vergeben.

„O Gott! o Gott!" rief Wilhelm jetzt laut und fürchterlich aus; „o, ich Unseligster von allen Menschen!" — Er umfaßte Luisen, hob sie mit wilder Heftigkeit in die Höhe, und drückte sie an seine Brust. „Mir vergeben?" rief er. Das Kind schrie vor Angst, als es die rollenden Augen des Fremden sah. In dem Augenblicke, da er Luisen wieder auf den Boden gesetzt hatte, flog Marie, die ihr Geschrei hörte, durch die Gartenthür, und stand vor ihm. Wilhelm warf einen Blick auf sie, und sank mit dem lauten, hervorgepreßten, ängstlichen Ausruf: „Ma-

rie!" seinem Weibe zu Füßen. Marie starrte ihn an, wurde bleich, bebte und sank mit dem Ausruf: „Wilhelm!" zu ihrem Manne nieder.

Die kleine Luise schrie; nun kamen die Söhne und der Großvater. Marie lag bleich in den Armen eines Fremden, der sie mit Thränen benetzte, verzweifeln wollte, und endlich ausrief: o, meine Marie!

„Der Vater!" riefen die Kinder, und klammerten sich an den Vater. Mein Sohn! seufzte der Greis, schwankte ihm näher, und hielt sich an ihm.

„Wilhelm! mein Wilhelm!" sagte Marie, und sank aufs neue in einer halben Ohnmacht an ihres Mannes Herz. Die Kinder jauchzten: der Vater! der Vater! Der Greis suchte mit seinen blassen Lippen des Sohnes Mund. Der Sohn rief: „o Gott! sie hat mir vergeben! sie hat mir vergeben!"

Einige Stunden flogen in stummen Entzücken schnell dahin. Nun endlich erzählte Wilhelm, oft durch Umarmungen, durch Liebkosungen von Marien, durch Fragen der Kinder, und durch die Segnungen des Alten unterbrochen, seine

Geschichte. „Und du wolltest mich verlassen?" fragte Marie; „deine Kinder wolltest du umarmen, und deine Marie nicht? O du Unmensch!" Und neue Umarmungen besiegelten die Worte. So saßen sie den ganzen Tag, sprachen, und umarmten sich. „Und du hast mir vergeben, meine treue Marie?" fragte Wilhelm. Ich habe dir vergeben; aber nie sollst du mich wieder verlassen, mein Wilhelm! antwortete Marie. — „Und nie wieder spielen!" setzte der Alte hinzu.

Wilhelm versprach es, und hat Wort gehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 5

Berlin 1804

P.o.germ. 784-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113362-1
VD18 15446018-001